Erwerbs=B. Nr. 279 - 1942

UNSER HEER

Wehrkreisbücherei XII Wiesbaden

DD256
.U57

UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

Berlin, Weihnachten 194[illegible]

THE LIBRARY OF CONGRESS
SERIAL RECORD

Kriegsweihnacht 1941

Ein Kriegsjahr vergeht schneller als ein Friedensjahr. Die Höhepunkte des persönlichen Erlebens drängen sich zusammen. Das Durchqueren von Räumen bis zu 3000 oder 4000 km in kurzer Frist ist für den deutschen Soldaten dieses Krieges nichts Besonderes mehr. Wohl die meisten von denen, die heute in den Tagen der Wintersonnenwende 1941 an der Ostfront stehen, haben im abgelaufenen Jahr vier oder fünf europäische Länder durchfahren, zum Teil sind sie sogar durch sie durchmarschiert, haben den Lebensraum von vier oder fünf Völkern kennengelernt, ihre Lebensbedingungen und ihre Einstellung zum Geschehen unserer Zeit.

Jeder der Männer, die heute den grauen Rock tragen, weiß dazu etwas zu sagen und wird sich in diesen Tagen, in denen im Weltenrhythmus die Sonne ihren tiefsten Stand erreicht, um von Tag zu Tag wieder höher zu steigen und im Auf und Ab des Weltgeschehens ein neues Jahr anzukünden, ein neues Jahr mit großen militärischen und politischen Entscheidungen, an die vergangene Zeit erinnern bis zu dem Tage, an dem er die Kaserne betrat und auf Kammer seinen Zivilanzug mit dem Soldatenrock vertauschte.

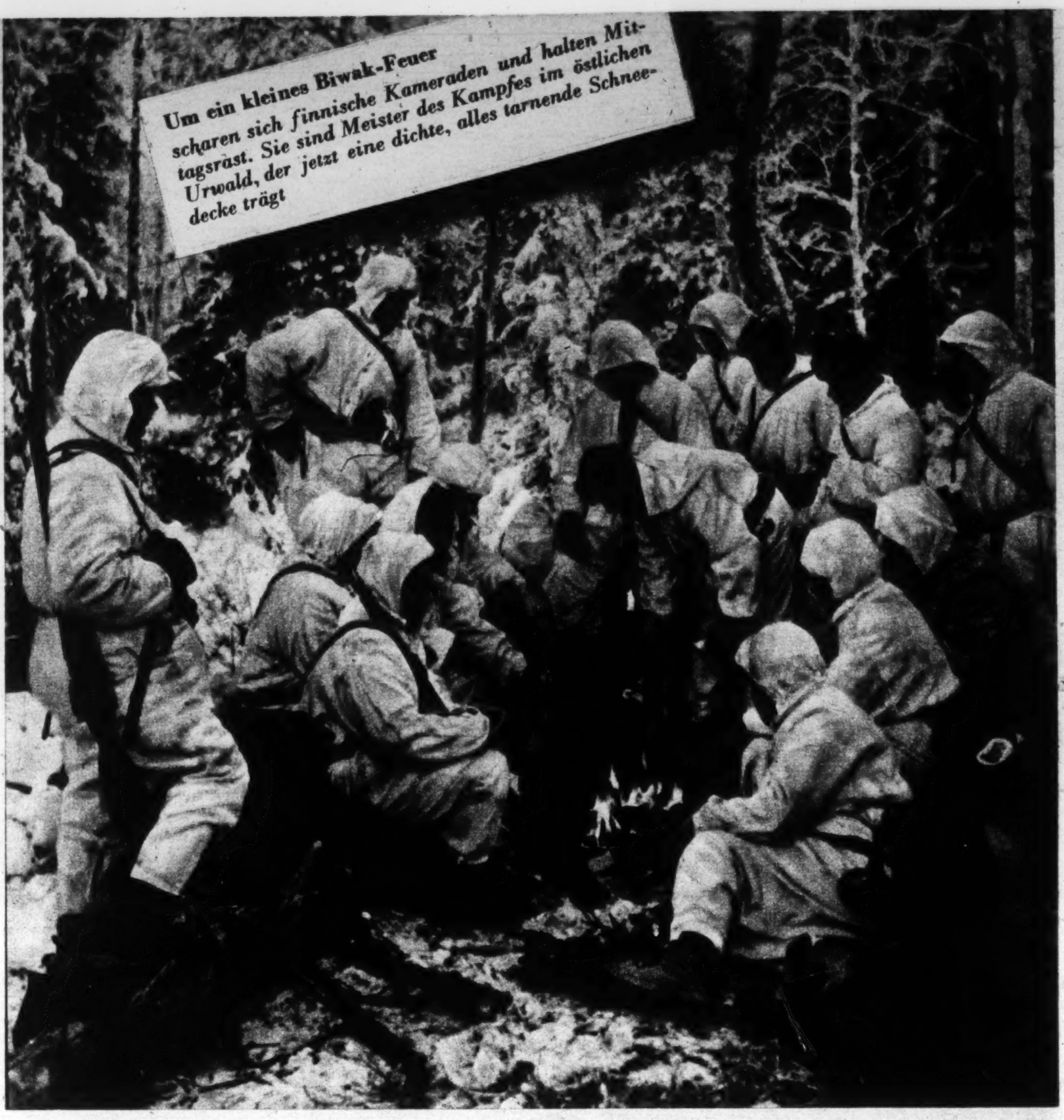
Ich denke an das Jahr 1939, denke an den Polenfeldzug, in dem die junge deutsche Wehrmacht ihre erste Feuerprobe so glänzend bestand, ich denke an die Vorfeldkämpfe zwischen Westwall und Maginotlinie und denke insbesondere an einen Abend dieses harten Winters 1939/40, als einige wenige Soldaten in einer vorgeschobenen Stellung im Fischbachtal vor Pirmasens, knapp 50 m vor einer französischen Vorpostenstellung, lagen. Es war der Abend des 24. Dezember. Wir lagen hinter dem MG und den bereitgelegten Handgranaten und starrten über die Waldlichtung, die vor uns lag. Nach einer Stunde des Schweigens sagte ein Kamerad — wohl zu sich selbst, ohne eine Antwort zu erwarten: „Was wird im nächsten Jahre sein?" Es war dann lange Zeit wieder ruhig. Wir starrten weiter auf den Abschnitt, der uns zugewiesen war, schweigsam, vollkommen im Bann dieser Frage. Und dann griff ein Kamerad, den Auszeichnungen des Weltkrieges schmückten, jenen Satz auf, ohne eine Antwort auf die Frage zu geben.

„1914 stellten wir die gleiche Frage, auch just an diesem Tage. Aber wir fühlten den Schatten des Stellungskrieges über uns und fanden keine Antwort. Ein Jahr später hatten wir den Stellungskrieg, aber nicht als zeitlich bedingte Kriegsform, sondern wir wußten, daß der Graben, in dem wir lagen, unser Schicksal sein würde. Wieder ein Jahr später hatten wir die Materialschlacht, und da fragten nur noch die wenigsten, was kommen werde, und 1917, nun, da war kein Ende mehr abzusehen, und die Frage fiel vollkommen aus. 1918 aber hatten wir das Ende, und in jener Novembernacht, in der die Hörner ‚Das Ganze halt!' bliesen, stiegen wir aus dem Graben, unter dem Stahlhelm ein Gesicht mit müden und doch so wissenden Augen, mit schmalen Lippen zwischen eingefallenen Backen, die Uniform verdreckt und verkrustet von der Erde, auf der wir gelegen hatten, die Stiefel klamm vor Nässe und in ihrem Schaft die letzte Handgranate, die Tage hindurch aufgespart werden sollte für den letzten Notfall. So stiegen wir aus dem Graben und marschierten zurück in die Heimat. Wir hatten das Ende und fragten in den Weihnachtstagen dieses Jahres doch nicht, was kommen werde, denn wir sahen ja wieder kein Ende — —"

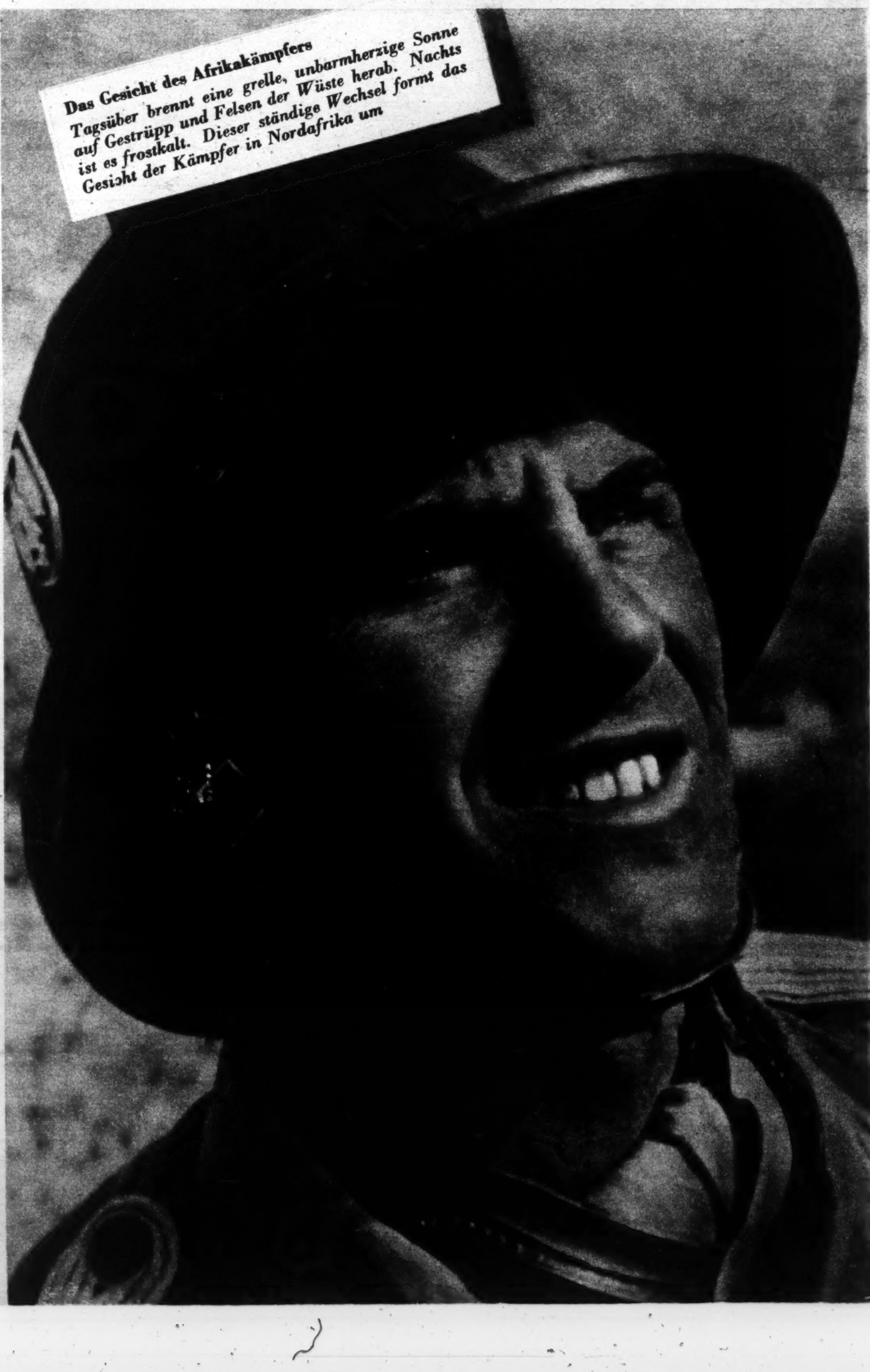
Wir schwiegen lange, schwiegen auch noch, als wir abgelöst wurden und im Quartier vor einem Bäumchen mit brennenden Kerzen saßen, in deren Schimmer wir hineinstarrten, nachdenklich, mit den Gedanken im letzten Jahr, in der Heimat, bei der Familie, mit den Gedanken aber auch in der Zukunft. Sie verkrampften sich dann jedoch in dem Wissen um die Stärke der Maginotlinie, dieses Festungswalls, der uns unbezwingbar erschien und in dem wir unser Schicksal sahen.

Der Zufall wollte es, daß ein Jahr später wir drei wieder in den Weihnachtstagen zusammensaßen. Es war in der Normandie. Aber diesmal nicht in zweifelndem Schweigen, diesmal mit freien Gedanken und freien Worten. Wir sprachen von zu Hause und sprachen vom vergangenen Jahr. Was war alles passiert! Norwegen, Holland, Belgien. Frankreich! Die Maginotlinie in einem Sturm niedergekämpft, ein Sieg ohne Grenzen, die Frage nach dem nächsten Jahr bedurfte keiner Antwort mehr, sie lag schon in der Zuversicht der Frage selbst.

Und in diesem Jahr ist es nicht anders. Es war der siegreiche Balkanfeldzug, es waren die erfolgreichen Kämpfe in Nordafrika, der Brite hat weiter seine Schläge bekommen, und es fiel die Entscheidung gegen die Sowjets, eine Entscheidung, deren Erfolg dem deutschen Soldaten nicht mehr genommen werden kann. Selbstverständlich, es waren harte Monate, und das Schicksal des einzelnen, der jetzt im Osten steht oder in Nordafrika, erfordert größte persönliche Härte. Aber das Ende ist abzusehen, und zwar das siegreiche Ende dieses Feldzuges und das Ende eines Kampfes, der mit dem Ausgang des Weltkrieges auf geistiger Grundlage begann und nun mit den Waffen entschieden wurde. Mit diesem Bewußtsein, daß die Entscheidung bereits erzwungen ist, gehen wir Soldaten in das nächste Jahr. Wir denken dabei in den Stunden, in denen in den Weihnachtstagen die Kerzen brennen, an die Kameraden, die mit uns ausrückten und gefallen sind. Wir denken an sie mit Trauer, aber auch mit Stolz, weil ihr Leben im Dienste an Deutschland sich erfüllt hat, wir denken an sie, weil wir ihrem Soldatentod mit dem endgültigen Sieg auch den endgültigen Sinn geben wollen. Und damit binden wir den Helm fester, nehmen die Waffen noch zuversichtlicher in die Hand und werden noch härter, denn die soldatische Härte eines jeden bringt uns dem Sieg näher, die soldatische Härte, die herauswächst aus dem Erlebnis des Kampfes, aus dem Bewußtsein erfüllter Pflicht dem Volk und Reich gegenüber, aus der männlichen Einstellung zum Leben und aus dem Glauben an die Gerechtigkeit unseres Kampfes. Das ist die Antwort auf die Frage, was uns das nächste Jahr bringen werde: es bringt uns den Sieg, weil wir hart sind und noch härter werden. H. M.

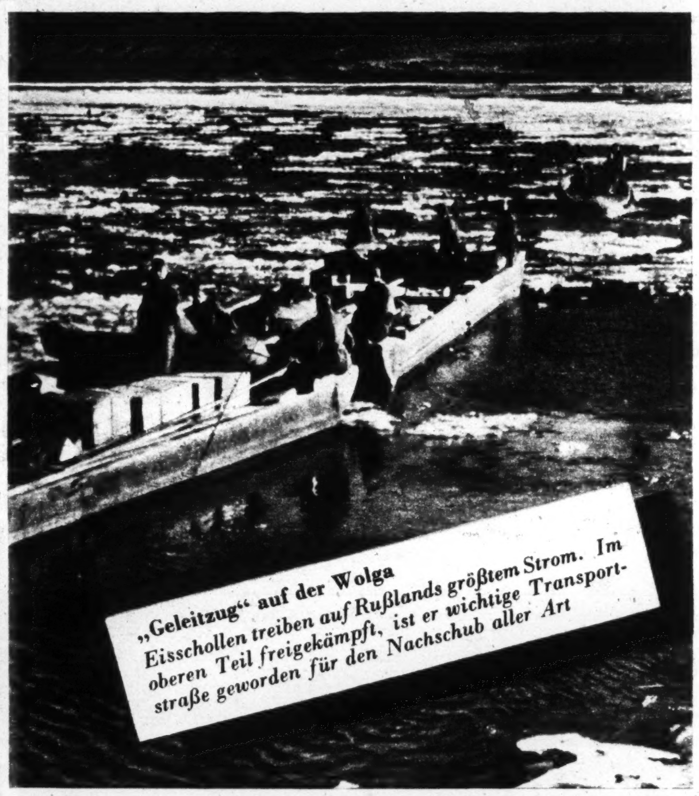


Um ein kleines Biwak-Feuer
scharen sich finnische Kameraden und halten Mittagsrast. Sie sind Meister des Kampfes im östlichen Urwald, der jetzt eine dichte, alles tarnende Schneedecke trägt



Das Gesicht des Afrikakämpfers
Tagsüber brennt eine grelle, unbarmherzige Sonne auf Gestrüpp und Felsen der Wüste herab. Nachts ist es frostkalt. Dieser ständige Wechsel formt das Gesicht der Kämpfer in Nordafrika um

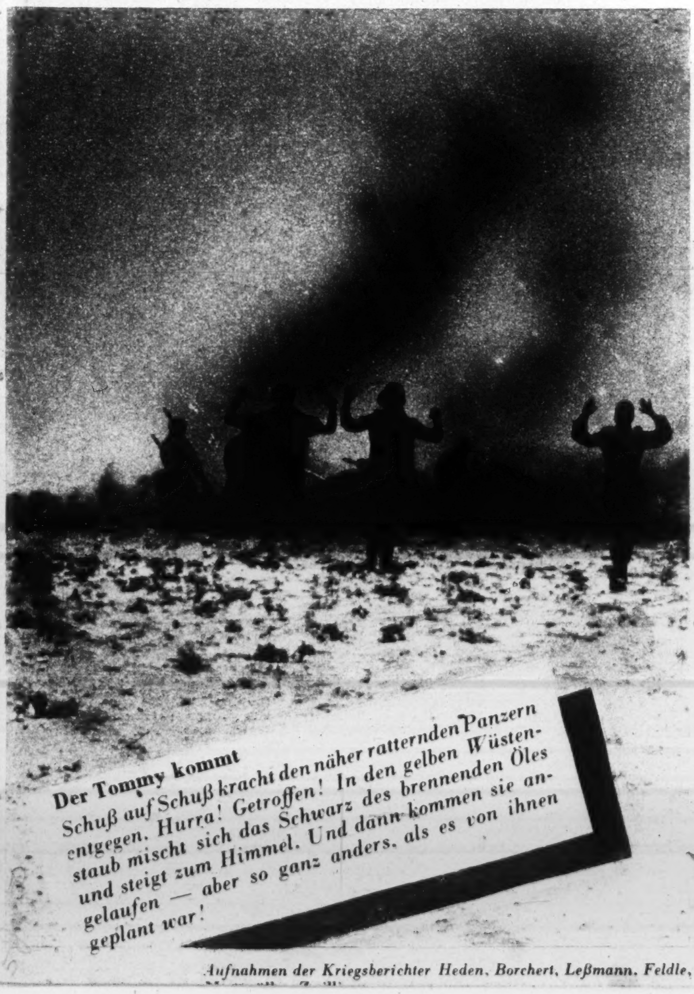
Wir werden es nie vergessen . . . .
dieses freudlose Sowjetland, das jetzt, zu einer gewaltigen eisigen Fläche erstarrt, wie eine weiße Wüste erscheint



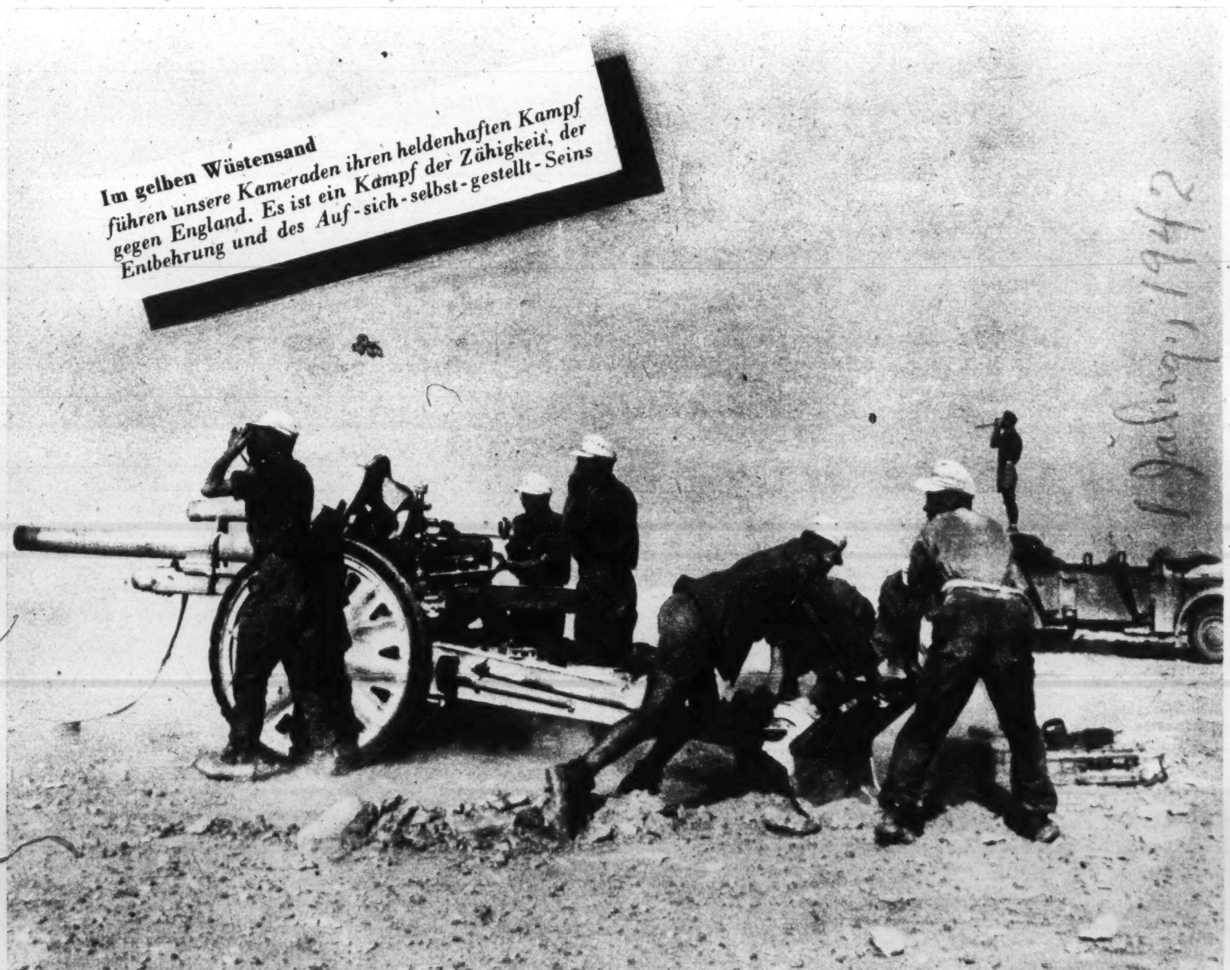
„Geleitzug“ auf der Wolga
Eisschollen treiben auf Rußlands größtem Strom. Im oberen Teil freigekämpft, ist er wichtige Transportstraße geworden für den Nachschub aller Art

Das Gesicht des Kämpfers im hohen Norden
Zum Kampf mit den Sowjets kommt das ständige Ringen mit Eis und Schnee, in dem der deutsche Gebirgsjäger Sieger bleibt, wie damals oben bei Narvik

Aufnahme: von Perkhammer



Der Tommy kommt
Schuß auf Schuß kracht den näher ratternden Panzern entgegen. Hurra! Getroffen! In den gelben Wüstenstaub mischt sich das Schwarz des brennenden Öles und steigt zum Himmel. Und dann kommen sie angelaufen — aber so ganz anders, als es von ihnen geplant war!



Im gelben Wüstensand
führen unsere Kameraden ihren heldenhaften Kampf gegen England. Es ist ein Kampf der Zähigkeit, der Entbehrung und des Auf-sich-selbst-gestellt-Seins

Aufnahmen der Kriegsberichter Heden, Borchert, Leßmann, Feldle,

ZWISCHEN

DNJEPR UND DON

DER DEUTSCHE SÜDFLÜGEL IM OKTOBER UND NOVEMBER

Von Hauptmann LUDWIG SERTORIUS

Mit dem Abschluß der gewaltigen Umfassungsschlacht ostwärts Kiew war die Dnjepr-Front der sowjetischen Südwest-Streitkräfte aus den Angeln gehoben. Zwar hielt der Gegner Ende September noch die Stromlinie beiderseits Dnjepropetrowsk und weiter südlich bei Saporoshje, jedoch nur noch für kurze Dauer. Wieder holte die Panzerarmee des Generalobersten von Kleist zu einem kühnen Umfassungszug aus. Zunächst in rein östlicher Richtung zwischen Krassnograd und dem Dnjepr vorgehend, brach sie überraschend und mit unaufhaltsamem Schwung durch die sowjetischen Stellungen hindurch, um dann in der Höhe von Nowomoskowsk plötzlich nach Süden bzw. Südosten abzudrehen. In wenigen Tagen wurde die feindliche Dnjepr-Verteidigung bis Saporoshje aufgerollt, und schon zielte der deutsche Panzerstoß über Orechow und Berestowoje tief in den Rücken der sowjetischen 9. und 18. Armee, deren Führung noch in den letzten Septembertagen geglaubt hatte, die deutschen und rumänischen Einheiten aus der Vorkrim wieder verdrängen zu können. Dort hatte es schwere Kämpfe gegeben; immer wieder hatte der Gegner mit massierten Kräften angegriffen. Nun sah sich der Angreifer selbst im Rücken bedroht. Zu spät versuchte er, sich nach Osten abzusetzen. Ungesäumt aus der Verteidigung selbst zum Angriff übergehend, fesselten die deutschen Truppen den weichenden Feind so lange, bis Panzereinheiten ihm den Rückzug ins Donez-Becken abgeschnitten hatten. Am 11. Oktober konnte das OKW in einer Sondermeldung das stolze Fazit der „Schlacht am Asowschen Meer" ziehen: 64 325 Gefangene, 126 Panzerkampfwagen, 569 Geschütze, unübersehbare Mengen sonstigen Kriegsmaterials.

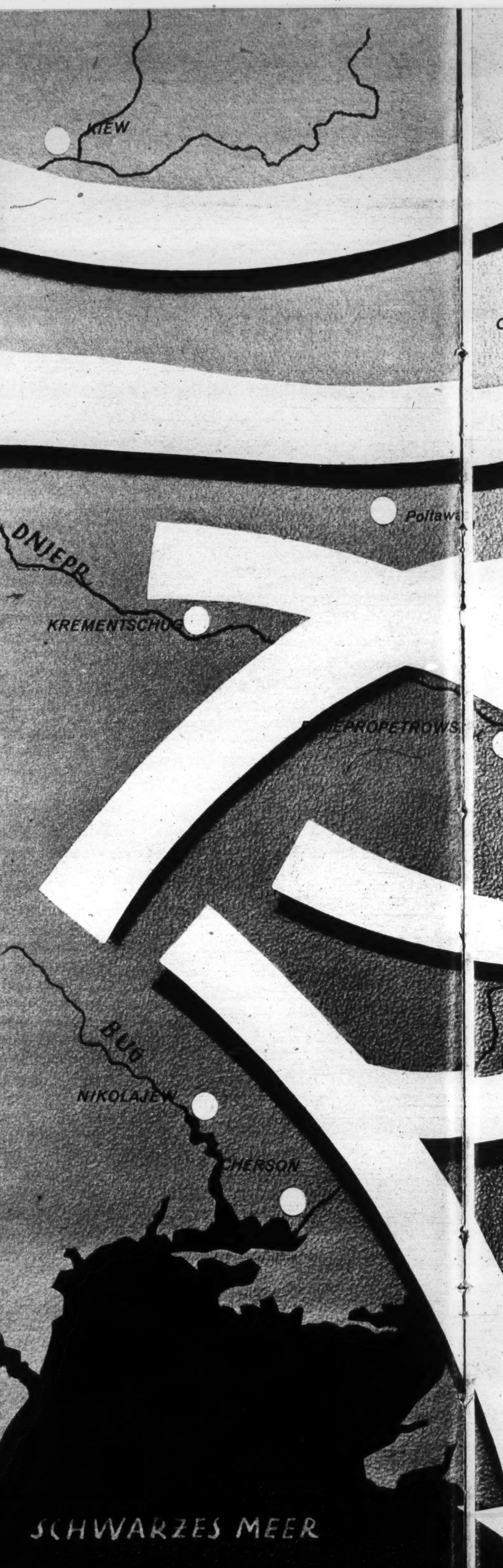
Die Operationen der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Rundstedt traten nun in eine neue Phase ein. Am Nordflügel der Heeresgruppe war den Truppen die Einnahme der wichtigen Industriestadt Charkow als nächste große Aufgabe gestellt. Weitere Kräfte erhielten als neues Operationsziel einen Teil des Donez-Beckens zugewiesen. Sie hatten Hand in Hand zu arbeiten mit Panzerdivisionen und Schnellen Truppen, die nun dem Südteil des Donez-Reviers und der Nordostküste des Asowschen Meeres zustrebten. Schließlich und endlich wurde eine deutsche Armee, zusammen mit Einheiten der rumänischen Waffenbrüder, zur Eroberung der Krim bereitgestellt.

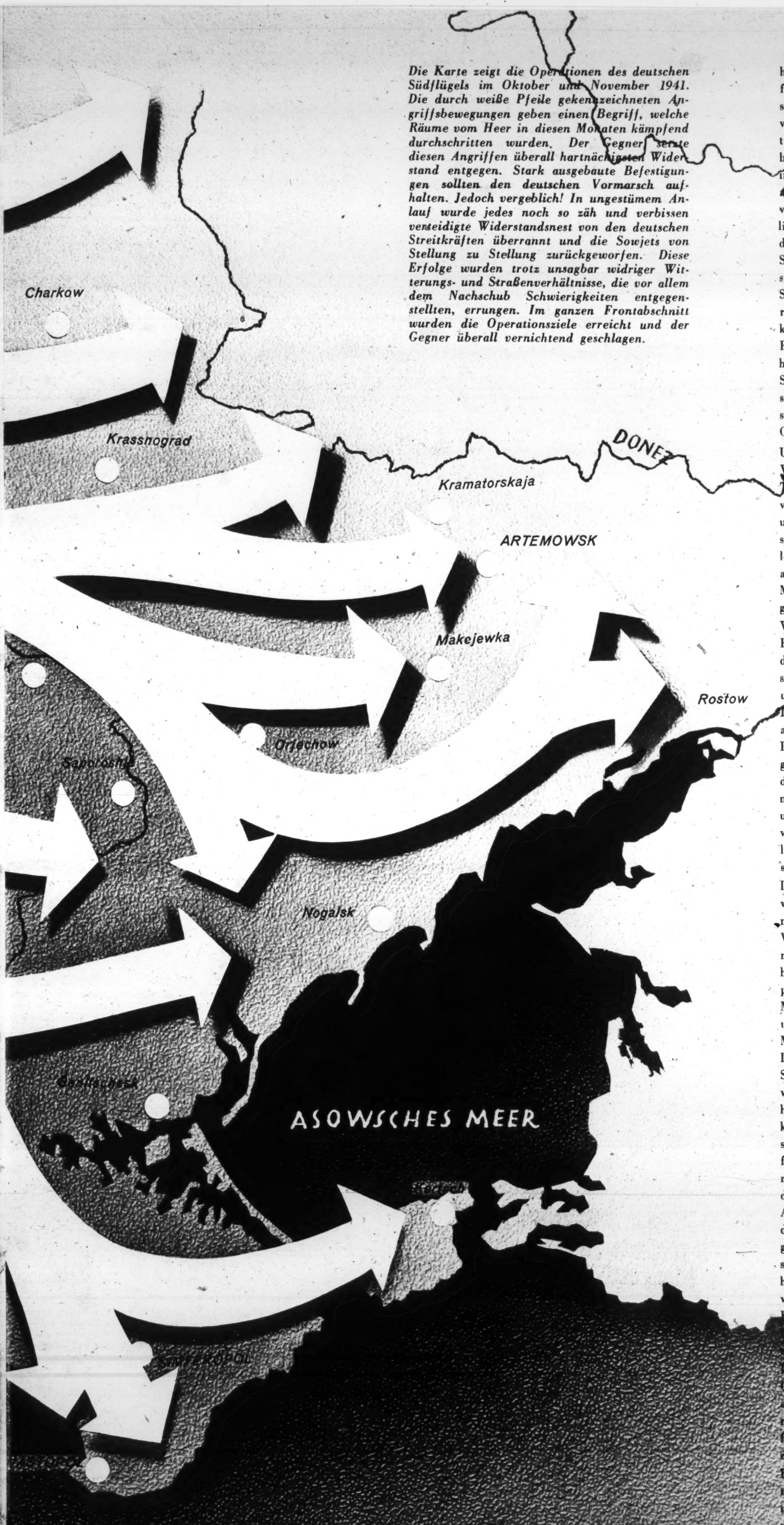
Betrachten wir zunächst einmal diese aus dem Gesamtrahmen etwas herausfallende Operation, so ist einleitend festzustellen, daß der Kampf um die Krim nicht etwa erst Mitte Oktober, sondern schon sechs Wochen vorher eröffnet wurde. Er begann eigentlich bereits mit dem Vorbrechen deutscher Einheiten aus dem Brückenkopf von Berislawl Anfang September. In ungestümem Anlauf bemächtigten sich damals unsere Infanteriedivisionen der ganzen sogenannten Vorkrim, d. h. des Gebietes zwischen dem Unterlauf des Dnjepr und dem sogenannten „Flaschenhals" der Krim, der etwa durch die Linie Perekop—Genitschek bezeichnet wird.

Die Vorkrim, auch Nogaische Steppe genannt, ist flach wie ein Tisch, bretteben, ohne Baum, ohne Strauch und außerordentlich dünn besiedelt. Die südliche Lage bestimmt auch das Klima. Glühend brannte dort noch im September eine fast afrikanische Wüstensonne. Unablässig fegte der heiße, trockene Südwind Wolken von Staub über das Land, Staub, der die Kehle dörrte und die Augen entzündete. Es war, weiß Gott, kein leichtes Kämpfen und Marschieren in der Backofenhitze der Nogaischen Steppe! Aber es wurde schwerer, viel schwerer noch, als man in der zweiten Septemberhälfte den „Flaschenhals" anging, die Landenge von Perekop, die die Vorkrim mit der eigentlichen Halbinsel verbindet, die schmale, sehr schmale Enge, die vom Gegner überaus stark befestigt worden war und mit zäher Hartnäckigkeit verteidigt wurde. Dennoch wurde Perekop schon in der dritten Septemberwoche genommen und ein beträchtlicher Teil der Landenge den Sowjets entrissen. Dann allerdings wurde der deutsche Angriff einstweilen eingestellt, um andere Operationen durchführen zu können. Am 20. Oktober wurde er dort wieder aufgenommen, wo er im September zum Stehen gekommen war.

Zunächst schlug sich der Gegner noch verbissen. Nach fünf Tagen aber war das Schwerste geschafft, war der „Flaschenhals" endgültig durchschritten. Und nun ging es unaufhaltsam weiter. In einem Ruck stießen motorisierte Vorausabteilungen bis in den Südteil der Krim durch, erreichten das Jaltagebirge, unterbrachen die Straße Simferopol—Sewastopol. In Gewaltmärschen folgte die Masse der Armee. Am 1. November ist Simferopol, die Hauptstadt der Krim, in deutscher Hand, wenige Tage später ist das Jaltagebirge durchstoßen. Deutsche Truppen stehen an der „russischen Riviera". Vor der Festung Sewastopol im Westen und auf der Halbinsel Kertsch im Osten versteift sich dann allerdings wieder der feindliche Widerstand. Auch die Säuberung des Gebirges erfordert Zeit. Das ändert aber alles nichts daran, daß die Krim für den Gegner verloren ist. Mitte November hat er hier schon über 100 000 Gefangene eingebüßt. Am 18. November wird Kertsch genommen; enger und enger schließt sich der Ring um Sewastopol.

Am Nordflügel der Heeresgruppe von Rundstedt waren inzwischen die dort eingesetzten deutschen Einheiten auch nicht untätig gewesen. Trotz schwierigsten Geländes, ungünstigster Witterung und hartnäckigsten feindlichen Widerstandes hatten sie in der zweiten Oktoberhälfte ihre Divisionen immer näher und näher an Charkow herangeschoben. Hier, mehrere hundert Kilometer nördlich der Krim, machten sich bereits die Vorboten eines grimmigen russischen Winters geltend. Sintflutartige Regenfälle wechselten ab mit Schneestürmen und Nachtfrösten, verwandelten das ganze Land weit-





Die Karte zeigt die Operationen des deutschen Südflügels im Oktober und November 1941. Die durch weiße Pfeile gekennzeichneten Angriffsbewegungen geben einen Begriff, welche Räume vom Heer in diesen Monaten kämpfend durchschritten wurden. Der Gegner setzte diesen Angriffen überall hartnäckigsten Widerstand entgegen. Stark ausgebaute Befestigungen sollten den deutschen Vormarsch aufhalten. Jedoch vergeblich! In ungestümem Anlauf wurde jedes noch so zäh und verbissen verteidigte Widerstandsnest von den deutschen Streitkräften überrannt und die Sowjets von Stellung zu Stellung zurückgeworfen. Diese Erfolge wurden trotz unsagbar widriger Witterungs- und Straßenverhältnisse, die vor allem dem Nachschub Schwierigkeiten entgegenstellten, errungen. Im ganzen Frontabschnitt wurden die Operationsziele erreicht und der Gegner überall vernichtend geschlagen.

hin in eine Wüstenei abgrundtiefen Schlamms. Bald befanden sich auch die bolschewistischen Straßen, die diesen Namen ohnehin schon bei trockenem Wetter nicht verdienten, in einem Zustand, der der Aufrechterhaltung eines geregelten Nachschubs geradezu unvorstellbare Schwierigkeiten bereitete. Dazu ein Gegner, der immer wieder zu Gegenangriffen ansetzte und in den ausgedehnten Forsten um die Stadt den deutschen Divisionen Waldgefechte von oft unerhörter Erbitterung lieferte. Jedoch vergebens! Zäh und unermüdlich drängte die deutsche Infanterie den Sowjetrussen Schritt für Schritt zurück, warf ihn von Stellung zu Stellung, bis schließlich das Weichbild Charkows mit seinen düsteren Schloten und grau verwahrlosten Industriewerken erreicht war. Dann gab's noch einige Häuser- und Barrikadenkämpfe; im großen und ganzen aber hatte der Feind genug. Bald wichen auch seine letzten Nachhuten aus Charkow, und am 25. Oktober machte kein Sowjetsoldat den Deutschen den Besitz der Stadt noch streitig. In der ersten Novemberhälfte stießen die deutschen Einheiten dann über Charkow hinaus weiter nach Osten vor und erreichten den Oberlauf des Donez.

Unter den gleichen, wie gesagt, unvorstellbar widrigen Witterungs- und Straßenverhältnisse hatten auch die Truppen zu leiden, die gegen das obere Donez-Becken vorgingen. Der Gegner, seit der Einnahme Mariupols und Taganrogs in seiner linken Flanke bedroht, wehrte sich zunächst nur schwach. Seine Verfolgung wurde lediglich durch das Wetter verzögert. Straßen, die nur aus einer einzigen Kette von Schlammtrichtern und Morastkratern bestehen, setzen eben selbst dem energischen Vormarschwillen eine gewisse Grenze.

Wenn es trotzdem gelang, dem Gegner dicht auf den Fersen zu bleiben, so stellt das dem Geist und der soldatischen Tüchtigkeit der deutschen Infanteriedivisionen und des ihr für diese Operationen zugeteilten ungarischen Schnellkorps ein sehr lobendes Zeugnis aus. Im übrigen versteifte sich der feindliche Widerstand am Rande des Industriegebietes und am Mittellauf des Donez erheblich. Er konnte erst nach harten Kämpfen gebrochen werden. Dann freilich reiften die Früchte der zähen Verfolgung. Ende Oktober befanden sich mehrere ausgedehnte, volkreiche Industrieorte fest in unserer Hand. In den ersten Novembertagen war der weitere Vormarsch in Richtung auf den Donez-Mittellauf schon in die Wege geleitet, als ein erneuter Wettersturz eine gewisse Pause der Operationen bedingte.

Die im Süden kämpfende Armee des Generalobersten von Kleist hatte bereits Mitte Oktober nach Ausräumung des Kessels zwischen Orechow unnd Berestowoje Verbände der Waffen-ᛋᛋ und Panzertruppen wieder nach Osten in Bewegung gesetzt. Mit unerhörter Kühnheit und in einem fast atemberaubenden Tempo preschten diese Kräfte längs der Küste des Asowschen Meeres weiter vor, nahmen Mariupol und Taganrog und hielten erst inne, als die Nordküste des Asowschen Meeres in deutscher Hand und gleichzeitig dem im Donez-Becken sich neu sammelnden Gegner mit einem Schlage die linke Flanke in breiter Ausdehnung abgewonnen war. Die Sowjetführung hatte die ihr hier drohende Gefahr wohl erkannt, und was immer sie nur an kampffähigen Reserven verfügbar hatte, das schickte sie nun in rücksichtslosem Einsatz gerade hier ins Gefecht. Gleichzeitig von Osten und Norden brandete nun mehrere Wochen lang ein Sowjetangriff nach dem anderen gegen den schmalen Stoßkeil an, der längs der Asowschen Küste vorgetrieben worden war. Groß war das feindliche Aufgebot an Panzern, noch erheblich größer das an Flugzeugen, doch kein noch so erbitterter sowjetischer Gegenangriff hatte Erfolg. Unverrückbar hielten die vordersten Divisionen den von ihnen gewonnenen Raum. Von hinten rückten immer mehr Kräfte auf. Stalino und Makejewka wurden genommen; [illegible]ische Einheiten brachen tief in das Industriegebiet ein.

Der Kampf im Raum um Rostow ist im Gange. Der Gegner setzt, wie es in den Wehrmachtberichten der ersten Dezembertage hieß, seine Gegenangriffe unter rücksichtslosem Einsatz von Menschen und Material fort, wobei er tagtäglich schwerste blutige Verluste erlitt.

Die deutschen Truppen erweisen sich dabei in der Verteidigung ebenso überlegen wie im Angriff und werden nach den Weisungen ihrer höheren Führung, wenn Tag und Stunde gekommen sind, zu neuen Entscheidungen antreten.

Flüstermarsch

DURCH URWALD UND SUMPF

EIN BERICHT ÜBER DIE KÄMPFE IN KARELIEN

Von

Unteroffizier HANS H. HENNE

Ich will, denkt Hartmann, die Warterei hier ausnützen und schnell an meine Frau schreiben. Vielleicht treffen wir nachher noch mal 'ne Trägerkolonne, die den Brief mitnehmen kann.

Es regnet noch immer. Die Straße ist ein Band von Schlamm, Knüppeln und Reisig. Vorn scheint es nicht weiterzugehen.

„Paß mal auf", sagt Lemke, „eh' wir hier abhauen, wird es dunkel. Und nachher kriechen wir bei der verdammten Finsternis im Urwald herum, so daß man seine eigenen Beine nicht finden kann. Mensch, wie ich diesen verdammten Urwald hasse . . .!"

Der Fluß hinter ihnen rauscht. Ein paar Finnen gehen über die Brücke, tragen Angelruten und verkrümeln sich irgendwo unten am Ufer zwischen den Steinblöcken.

„Ich mache 'ne Wette, es dauert keine Stunde mehr, dann kommen die Finnen wieder zurück und haben ihren Korb gestrichen voll mit Forellen und Lachsen", meint Lemke. „Von denen können wir noch 'ne Menge lernen."

Hartmann hört nicht hin. Er schreibt an seine Frau. Er schreibt: „Du mußt keine Angst haben, Inge, wenn es mal länger dauert mit der Post. Wir sitzen ja schließlich hier am Ende der Welt und irgendwo über dem Polarkreis mitten im Urwald. Da dauert alles ein bißchen länger . . ."

Ab und an schaut er auf. Die anderen hocken zusammen, dreschen einen Skat auf den umgelegten Munikästen oder dösen vor sich hin.

Vor ihnen liegt die Straße.

Gleich hinter der Halde beginnt der Urwald wieder. Berge und Wald. Kiefern, Birken, Fichten, Tannen und allerlei Krüppelholz. Sumpf dazwischen, Seen, Flüsse, Bäche und wieder Sumpf. Da und dort glänzen die Geröllhalden der Tunturie, der kahlen Berggipfel, ein wenig unter dem fahlen Schein, der über den „Bunkerberg" kommt.

Hartmann denkt: Wenn ich später mal Geld habe, dann möchte ich mit meiner Frau hier herauf nach Karelien fahren und ihr alles mal zeigen. Denn schreiben kann man das ja nicht. Für dieses Land gibt es keine Vergleiche. In ganz Europa nicht. Urwald und Sumpf; nichts weiter als Urwald und Sumpf und eine einzige Straße. Und da kämpfen wir nun zusammen mit den Finnen . . . „Ich habe gedacht", unterbricht Lemke seine Gedanken, „dieses Nest, wo wir nun hocken, wäre endlich mal 'ne Stadt oder wenigstens so etwas wie ein Dorf. Aber nischt, gar nischt! Drei Monate haben wir nun nichts anderes gesehen als Urwald und immer wieder Urwald und Sumpf und Dreck, und nicht ein anständiges solides Haus. Wenn ich mal wieder zu Muttern komme, dann werde ich ein paar Tage lang nichts anderes tun, als mir 'ne Straße besehen, so 'ne richtige deutsche Straße mit Häusern, kleinen Vorgärten und so . . ."

Lemkes Blick wird ein bißchen flau. Er denkt an zu Hause. Die werden ja staunen, wenn er mal wiederkommt. Ich bin da oben in Lappland und Karelien gewesen, wird er erzählen, da oben, wo die Welt zu Ende ist. Ich war bei Salla dabei. Was, Salla kennt ihr nicht? Da haben wir acht Tage lang eine Waldschlacht geschlagen, an der alles dran war. Wir hatten keinen Dunst von dem Gelände, aber wir haben es den Bolschewisten gegeben. Und der Wald, sage ich, der Wald war eine Hölle. Es knatterte von allen Seiten, es splitterte, es rumpste, es zischte, und überall saßen die bolschewistischen Baumschützen und schossen mit ihren Gewehrgranaten den Wald in Brand . . .

Lemke schüttelt den Kopf. Würde man sagen können, wie alles war? Würde man tatsächlich all das sagen können? Es war furchtbar und entsetzlich, und es war herrlich zugleich. Er denkt an seinen Oberst, wie der da doben am Fluß stand neben dem General, und er hört seine Stimme wieder, eine heisere krächzende Stimme, die Qualm und Rauch ganz hinten im Kehlkopf zerriß und erstickte. Und er sieht die Pioniere über den Fluß setzen, sieht sie gegen die sowjetischen Bunker stürmen, die so wunderbar getarnt waren. Und es fallen ihm diese Tage und Stunden vor Salla wieder ein: Da lagen sie im Sumpf. Milliarden Mücken sirrten und klebten auf jeder unbedeckten Stelle des Körpers. Die Biester machten einem das Leben zur Hölle. Und Tag und Nacht schien die Sonne, ewiger Tag ohne Dämmerung. Glühende Hitze. Und als die Mückenplage aufhörte, waren plötzlich winzige kleine Fliegen da. In dieser dumpfen Urwaldhölle Kareliens liegend, störte der Mückenschleier nur die Sicht und die Beobachtung. Aber es gab da noch ein anderes Mittel: Teeröl. Das Zeug roch abscheulich, man hatte es in einem kleinen Fläschchen in einem Lederetui am Koppel hängen. Zuerst, als sie in den Wäldern vor Salla antraten, war es eine Sensation. Genau so wie der Puukko, das scharfe Finnenmesser.

Lemke sieht den Knüppeldammweg wieder vor sich, den Bausoldaten und Infanteristen mitten durch den Urwald gelegt hatten, dahin, wo noch keines Menschen Fuß die Erde Kareliens berührt hatte. Es kommt ihm jetzt alles selbst wie ein Wunder vor. Und es fallen ihm die finnischen Grenzjäger wieder ein, als sie damals sagten: „Krieg im Sommer in Karelien? Nein, das ist unmöglich. Wie wollt ihr über die Sümpfe kommen? Hier könnt ihr keine Panzer einsetzen, oder wollt ihr mit euren Geschützen, mit eurem Troß und den schweren Wagen etwa auf die Motti, auf die Einkesselung losziehen? Aber das geht doch nicht Kamerad!"

Nun, es war doch möglich gewesen. Und die Finnen waren dabei. Die Finnen — das waren Waldläufer, Trapper, Luchse, Schleicher, die den Wald kannten. Sie hörten, sahen und rochen alles. Ihre Instinkte und Sinne waren wach und geöffnet. Sie lebten im Wald und mit dem Wald. Hier gilt das Gesetz des Waldes — und das Gesetz des Jägers. Hier bleibt nur der Sieger, der den anderen zuerst sieht.

Lemke sieht Hartmann an. Der schreibt nun wieder. Weiß der Teufel, was der Mensch immer zu schreiben hat!

Ja, Hartmann schreibt. „Mir geht es gut, Inge, und das ist die Hauptsache. Sieh, ich habe Glück gehabt, und wir haben uns vor vier Monaten sehen können. Die anderen Kameraden haben vielfach lange keinen Urlaub gehabt. Aber Du mußt sie kämpfen sehen, Du mußt überhaupt sehen, wie sie diese unerhörten Strapazen auf sich nehmen und was für Kerle das sind . . ."

Von vorn kommt durch: „Fertigmachen!"

Feldwebel Kiekebusch geht noch einmal seinen Zug ab. „Es wird selbständig mit dem Tragen abgelöst. Wer nicht mehr kann, meldet sich. Nachher, im Wald, darf niemand zurückbleiben. Ihr wißt alle, warum. Wir marschieren jetzt durch bis zum Eisenbahndamm, dann gehen wir links, also nach Norden hin, ab!"

Der Gefreite Hartmann marschiert neben ihm. Der Brief ist nun doch nicht fertiggeworden. Aber er hätte ohnehin nicht mehr schreiben können. Der Regen hat wieder stärker eingesetzt. Die Landschaft sieht trostlos aus. Ein Inferno, ein Chaos: Vor dem Wald ragen die leeren und zerfallenen Bewachungstürme der Konzentrationslager über den Palisadenzäunen. Eine Rodung mitten im karelischen Urwald, zerfetzt und zerrissen von Gräben und Unterständen.

„In diesem Gebiet, ich meine von Salla herauf und über ganz Karelien", erklärt der Feldwebel, „haben nun zweihundertachtzigtausend Verbannte und Verbrecher gehaust. Ich habe das in so 'nem ‚Schlag-nach-Heft' gelesen . . . Eisenbahnen haben sie gebaut, diese Straße hier, Holz gefällt. Seht euch mal diese Eisenbahn da an. Unter jeder Schwelle, kann man rechnen, liegt ein Toter. Zweihundertachtzigtausend Menschen, Männer und Frauen, die das ‚bolschewistische Paradies' ausgestoßen hat, die wegen irgendwelcher geringfügiger Dinge verschickt wurden. Hier sind sie wie die Fliegen gestorben, elendig verreckt, verhungert, krepiert unter entsetzlichen Qualen. Und warum? Ein Einfallstor nach dem Norden wollten die Bolschewiken haben, nach Finnland, nach ganz Skandinavien. Die Bahn hier führt bis Salla, das heißt, sie kommt von Murmansk, wo sie Anschluß an die Murmanskbahn hat, läuft mitten durch den Urwald bis an die finnisch-sowjetische Grenze. Und nach dem russisch-finnischen Frieden von Moskau mußten die Finnen eine Bahn bauen von der nördlichsten finnischen Bahnstation Kemijärvi bis nach Salla. Und dann haben die Bolschewisten Salle als Festung ausgebaut, nachdem sie es den Finnen nach dem Frieden von Moskau abgenommen hatten. Mensch, das war ein Ding mitten im Wald, eine Festung von Format. Ohne Panzerkuppeln und

Zeichnung: Bernd Markowsky

ohne Beton, aber unter diesem verfluchten Berg, den die Finnen Sallatunturi nennen und der das finnische Grenzland weithin beherrscht, da haben die Sowjets den Wald gespickt mit einer Unzahl von Bunkern und Feldstellungen. Ich muß sagen, die Bunker in der Maginotlinie, wo ich mitgemacht habe, die ließen sich leichter knacken als diese verdammten Dinger da in Wald und Sumpf. Man sieht ja die Biester nicht, man sieht ja überhaupt nichts. Man kommt bis vier Meter an solch einen Bunker ran, und dann fliegen

einem die Garben um die Ohren. Ach, das ist schon eine Hölle hier!"

Regnet es noch? Ja, es regnet. Sie marschieren dahin, eine Kompanie hinter der anderen, deutsche Infanterie auf der einsamsten Straße Europas. Jeder hat den schwankenden Rücken des Vordermannes vor Augen, jeder schleppt Proviant mit sich für drei Tage und Munition. Munition ist die Hauptsache. Mäntel, Decken, Zeltplane sind zurückgeblieben. Alles, was überhaupt entbehrlich ist, liegt beim Troß hinter dem Fluß. Nur ein paar Pferde gehen mit, schleppen Munition, ein Verbandszelt, ein paar Tragen für Verwundete. Der Wald wird sie in ein paar Stunden aufnehmen, dieser Urwald Kareliens, der wie ein Meer ist, und er wird hinter ihnen zusammenschlagen wie eine Mauer. Der Regen wird die Spuren ihrer Stiefel im Schlamm der Straße auslöschen.

Irgendwann, in ein paar Stunden vielleicht, vielleicht in der Nacht, wird die rückwärtige Befehlsstelle einen Spruch auffangen, einen Spruch, ausgesandt von den Tornisterfunkgeräten, die sie mitnahmen. Darin wird es heißen, daß sie irgendwo Rast gemacht haben oder daß sie auf den Feind gestoßen sind.

Aber wer weiß, was kommen wird...? Niemand weiß es.

So marschieren sie dahin. Alles in Reihe hintereinander. Ab und an kommen ein paar Finnen von vorn. Sie grinsen übers ganze Gesicht und grüßen da und dort einen Bekannten.

„Ja", sagt Hartmann, „den da vorn kenne ich. Der war damals bei K. dabei. Er hat uns durch den Wald geführt. Damals konnten wir an der Straße nicht weiter, und wir machten eine Motti, eine Einkesselung. Wir schlugen uns in den Busch und tigerten nach dem Kompaß durch den Wald und über die Sümpfe. Wir gingen auch so wie jetzt hintereinander. Ich glaube, fünf Tage sind wir so hintereinander durch den Wald geschlichen. Nachts war es saukalt. Wir hatten doch keine Decken mit und keine Zeltbahnen, und wir durften keine Feuer machen. Es regnete immer. Und wie! sage ich euch. Wir waren kladdernaß. Nachts kam der Frost auf. Wir konnten die Zehen in den Stiefeln nicht mehr bewegen. Wir drückten uns ganz eng zusammen, und wenn einer zu zittern begann vor Kälte, dann übertrug sich das von einem auf den anderen. Und dann war der Proviant knapp geworden. Weiß der Teufel, es war ein weiter Weg bis zu der Straße. Ich werde ihn nie vergessen. Es regnete immer, und wir gingen hintereinander, zweitausend Menschen in Reihe hintereinander, zweitausend Menschen, die seit Tagen kein lautes Wort gesprochen hatten, die sich nur durch Zeichen verständigten und nur selten flüsterten. Vorneweg ging ein Finne, ein großer langer Kerl, eben dieser, der gerade vorbeigekommen ist. Er war unser Späher, und er führte den Spähtruppschleier. Ich kann euch sagen, der Finne roch jeden Bolschewisten auf hundert Meter. Ich übertreibe nicht, aber er roch, sah und hörte alles. Von ihm bis zum letzten Mann schien es eine unendliche Reihe, eine Reihe von bärtigen Infanteristen. Und da, wo eben noch der Finne ging, da entstand nun unter den Sohlen der Männer ein Pfad mitten durch den Urwald, ein Weg, der vorher nie existierte. So sind wir dahingezogen, bis wir endlich an die Straße kamen. Dann lagen wir da in der Dämmerung des regnerischen Abends, in den Nebeln, die aus den Sümpfen stiegen, und warteten auf die Bolschewisten. Mein Herz klopfte zum Verrücktwerden. Wir hörten die Bolschewisten, wir hörten das Knarren der Wagenräder, das helle Rattern der Panzer, Rufe und Gespräche — und dann kam das Zeichen, und wir brachen los. Wenn wir sechs Tage lang geflüstert hatten, dann konnten wir jetzt schreien. Wir haben geschrien, hurra geschrien, daß die Lungen uns bersten wollten. Geschrien aus Begeisterung am Schreien. Könnt ihr das verstehen? Na ja, das andere wißt ihr ja..."

... so marschieren die Infanteristen durch die Dämmerung des karelischen Urwaldes. Kein lautes Wort wird gesprochen, nur Flüstern ... Eine endlose Reihe von keuchenden und schwitzenden Gestalten, die gegen den Feind ziehen

„Wir machen gleich nach Norden hin ab", meint Kiekebusch. „Es wird alles so ähnlich werden wie damals." Der Feldwebel geht nach rechts heraus und läßt seinen Zug vorbeiziehen. Irgendwo hinter sich hört Hartmann seine Stimme. Wenn dieser verdammte Regen doch aufhören würde, denkt er.

„Wir kommen da vorn, wo das andere Regiment liegt", hört er hinter sich Kiekebuschs Stimme, „nicht weiter. Ein Bunker liegt da neben dem anderen. Der ganze Berg ist eine einzige Festung. Und darüber hinweg führt die Straße in Serpentinen. Vom Tal anzugreifen wäre sinnlos, kostet nur tolle Verluste..." „Also machen wir mal wieder 'n Horizontschleicher, Herr Feldwebel", meint Ratke.

„Jawohl, wir nehmen die Brüder in die Zange, wir lassen Straße Straße sein, umgehen den Berg und kommen hinter ihm, so zehn Kilometer weiter wieder aus dem Wald brechend, an der Straße 'raus und schneiden den Genossen einfach den Nachschub ab."

Drei, vier Kilometer vor ihnen liegen die Männer vom anderen Regiment. Links und rechts der Straße vor dem Berg, vor Hunderten von Bunkern und Stellungen der Bolschewisten, liegen da, gut getarnt und versteckt im Wald und warten auf ihre Stunde. Hinter ihnen führt die Straße, eine Straße, die den Wald durchschneidet, auf A. zu, auf dieses elende Haldennest, das früher einmal eine finnische Ortschaft war, eine Menscheninsel in der Einsamkeit.

Das Bataillon marschiert durch den Wald. Nein, es marschiert nicht, es schleicht. Ganz vorn ein Spähtruppschleier. Dann, mit einigem Abstand, Mann für Mann hintereinander, eine endlose Reihe, Schemen, die durch die Dämmerung des Waldes dahinziehen, schwitzend und schwer atmend unter den Lasten. Kein lautes Wort, nur Flüstern dann und wann.

Noch geht es bergan. Noch kann jeder den Vordermann erkennen. Aber der Urwald ist schon unheimlich und starr. Wie Riesengeweihe von gewaltigen Urtieren glänzen die abgeschalten weißen Astgabeln umgestürzter Bäume.

Gott sei Dank, denkt Hartmann, daß es so langsam auf den Winter zugeht, daß es keine Mücken mehr gibt. Aber diese verdammte Dunkelheit! Damals, bei Salla, haben wir den Himmel um ein bißchen Dunkelheit gebeten, um die Verwundeten zurückholen zu können, aber da schien Tag und Nacht die Sonne...

Kiekebusch trägt jetzt ein MG. Er hat es einem seiner Männer abgenommen. Jeder soll einmal tragen, jeder soll sein Teil schleppen. Das ist selbstverständlich.

Lemke summt vor sich hin, aber so leise, daß es selbst sein Hintermann nicht hören kann. Liebchen ade, Scheiden tut weh.

Hagen vor ihm bleibt plötzlich stehen.

„Was ist denn los?" fragt Lemke flüsternd.

„Vorn ist ein Gaul im Sumpf eingesackt. Kam nicht mehr raus. Gleich müssen wir über'n Sumpf."

Ein leiser Wind legt sich in die Kronen der Bäume. Kleine Tropfen sprühen in ihre Gesichter.

„Ich bin naß wie'n Hund!" flüstert Lemke.

Es geht wieder weiter. Wie dunkel es wird, wie heimlich der Wald ist...! Das nasse Gras flirrt an den Stiefelschäften. Zweige knicken, morsches Astwerk knackt unter den Sohlen.

Der Pfad senkt sich. Eine Schlucht tut sich auf. Man ahnt sie nur. Aber es geht steil bergab. Da unten rieselt etwas. Ein Bach vielleicht, eine Quelle. Man sieht nichts mehr. Vorsichtig tasten, langsam gehen. Am besten, den Vordermann beim Koppel fassen. So, jetzt hat man ihn. Es kann weitergehen.

Jetzt sind sie unten. Etwas Dunkles, Schwarzes liegt mitten über dem Pfad. Lemke ahnt: das ist das Pferd. Aber er hat keine Zeit, lange nachzudenken. Denn nun ist er mitten drin. Das Wasser rinnt von oben her in seine Stiefelschäfte. Wie fest dieser verfluchte Moder hält. Aber dann kommt er glücklich wieder auf den festen Boden. Eine Hand streckt sich ihm tastend entgegen.

„Kette machen!" flüstert es. Dann fühlt er sich gezogen. Es geht steil bergan.

Keuchen. Stille.

„Alles da?" kommt Kiekebuschs Stimme.

„Die Granatwerfer fehlen noch. Die können nicht mit." Warten. Minuten werden zu Ewigkeiten.

„Ich möchte wissen", fragt einer leise, „wie lange wir noch durch die Dunkelheit tigern sollen. Hier sieht man ja keinen Schwanz mehr..."

„Wer ist denn eigentlich vorn?"

Vorn ist der Leutnant von der MGK. Mit drei Meldern. Vier Menschen, die bei Dunkelheit und Nacht einen Pfad suchen. Vier Menschen, die lauschen, die die Dunkelheit mit ihren Augen zu durchdringen versuchen. Männer, die jetzt, da die Finsternis sich über den karelischen Wald gesenkt hat, schleichen wie Waldläufer, wie Trapper. Deren Herzen erregt sind und schneller schlagen. Hier wird auch nicht mehr geflüstert. Hier spricht keiner mehr.

Still... war da nicht eben etwas?

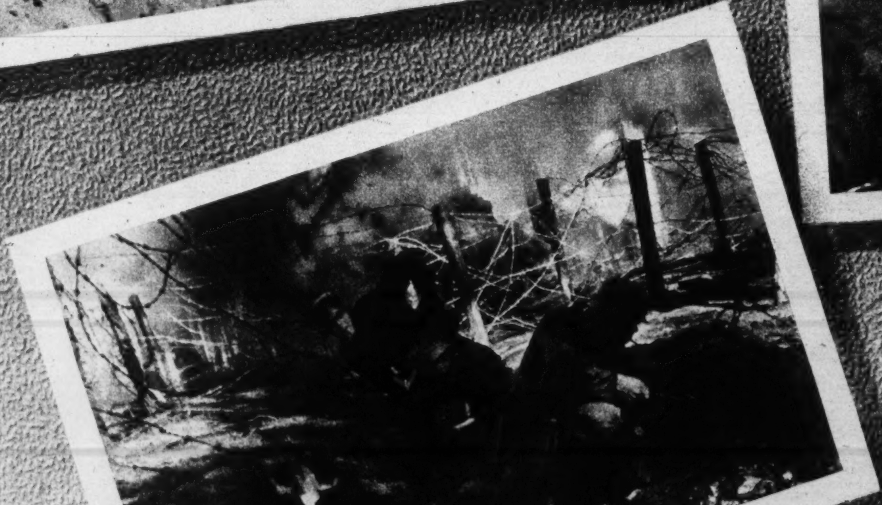
Nehmen wir an, denkt der Leutnant, wir würden jetzt mit einem Spähtrupp der Bolschewisten zusammenstoßen. Nehmen wir mal an. Kein Mensch sieht den andern. Still, ein Zweig knackt... Ich würde also so weitergehen wie jetzt, und plötzlich begänne die Knallerei. Hinlegen natürlich zuerst. Zuerst hinlegen. Aber was kommt dann?

Fortsetzung in der nächsten Ausgabe:
„DURCHBRUCH BEI KILOMETER X"

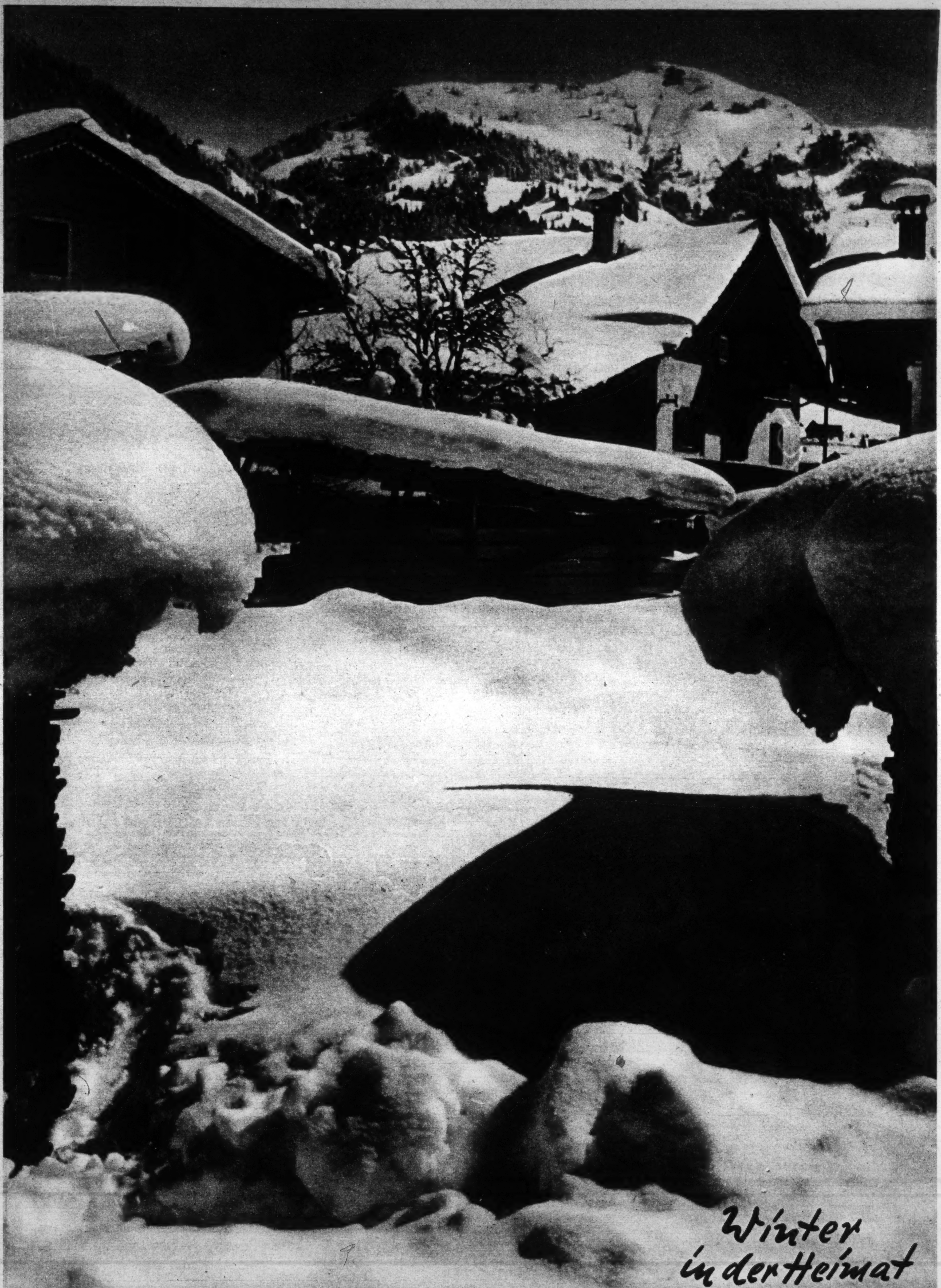
ser …
erlin SW. 6…
…tzenstrasse 18/25

…ackende Bilder in den
…eitungen. So würde ich
immer wieder gefragt: „Ja
wo kann man denn die
Bilder sehen? Ihr knipst und
knipst, aber nie bekommen
wir ein Bild." Wie wäre es
nun, wenn Ihr einmal für
den Landser PK-Bilder bräch-
tet und zwar so, dass man
sie für später ausschneiden
und nach Haus schicken kann,
als eigene Ergänzung für das
Kriegserinnerungsbuch ....

Hier sind sie!
aber erst Seite 7
lesen lassen!

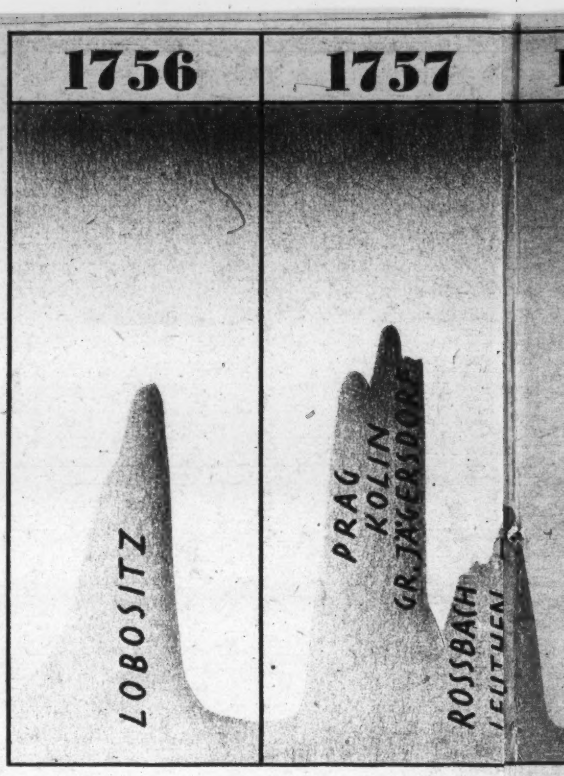


Aufnahmen
der Kriegsberichter
Henisch, Bauer,
Oblt. Hermann


Winter
in der Heimat

SOMMER SCHLACHTEN UND WINTER QUARTIERE

VON HAUPTMANN
DR. WILH. RITTER VON SCHRAMM



Das nebenstehende Schaubild gibt eine sehr gute Vorstellung von dem wechselnden Gewicht des kriegerischen Einsatzes in einer Reihe von europäischen Kriegen seit dem Jahre 1756. Vor allem aber wird aus ihm ersichtlich, in welchen Jahreszeiten am heftigsten gekämpft wurde. Man kann also aus der Darstellung auch den Einfluß des Winters auf den Fortgang der Operationen entnehmen. Dem aufmerksamen Beobachter wird dabei nicht entgehen, daß der Weltkrieg eine verhältnismäßig gleichbleibende Kurve der Kämpfe aufweist, während sich der Siebenjährige Krieg und die jetzige Auseinandersetzung mit den Waffen in gewisser Beziehung ähneln, weil sowohl der Siebenjährige Krieg als auch der gegenwärtige Krieg immer wieder größere Pausen zwischen entscheidenden Höhepunkten der Operationen aufzuweisen haben. Man fragt sich natürlich, ob es sich hier nur um eine zufällige Parallele handelt oder ob diese Parallele tiefere Ursachen haben mag.

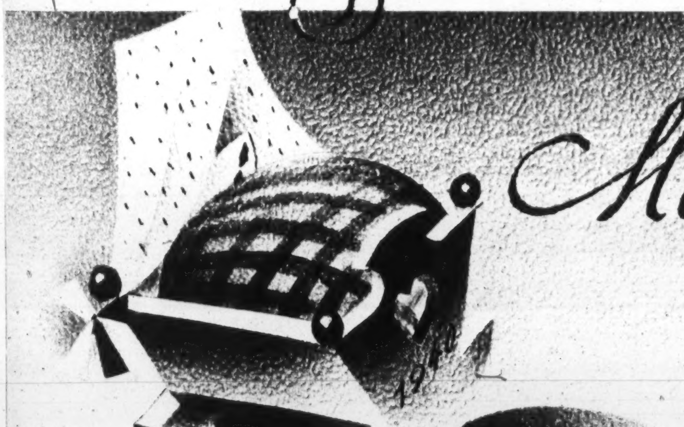
In gewisser Beziehung kann der heutige Millionenkrieg sicher nicht mit dem des friderizianischen Zeitalters verglichen werden. Denn damals stand ja nur ein Bruchteil der heutigen Streiter im Felde und focht unter ganz anderen kriegstechnischen Bedingungen. Aber in anderer Beziehung haben wir doch eine Übereinstimmung zwischen damals und heute: sowohl der Siebenjährige Krieg wie der jetzige Krieg wurden und werden bestimmt und getragen von der Persönlichkeit eines überragenden Feldherrn. (Das ist auch bei den napoleonischen Kriegen der Fall, die indessen in unserer Darstellung nicht herangezogen werden.)

Es ist nun gar kein Zweifel, daß, ganz allgemein gesprochen, der späte Herbst und der Winter in unseren Breiten den Operationen nicht günstig sind. Indessen sind im Weltkrieg, wie man sieht, die Kämpfe auch in der regnerischen und kalten Jahreszeit immer weitergegangen und haben sogar mit der Winterschlacht in der Champagne, bei Verdun, an der Somme, in Flandern und in der Tankschlacht bei Cambrai Höhepunkte erreicht. Aber da handelte es sich im wesentlichen um Kämpfe im Stellungskrieg überwiegend taktischen Charakters, auch wenn dabei viele Divisionen zum Einsatz kamen: Eine wirkliche Entscheidung hat keine einzige der gesamten Winterschlachten des Weltkrieges erzwingen können. (Eine gewisse, wenn auch nicht kriegsentscheidende Ausnahme bildet die siegreiche Winterschlacht in Masuren. Aber gerade sie wurde ja von dem Feldherrnpaar Hindenburg-Ludendorff gewonnen.)

Dagegen lehrt unsere Übersicht wohl bei einigem Nachdenken folgendes: Sowohl Friedrich der Große als auch Moltke haben in ihren Kriegen auch im Winter große entscheidende Siege davongetragen. So ist der glorreiche Sieg bei Leuthen Anfang Dezember, sind auch die Siege bei Orleans, Le Mans und Paris mitten im Winter erzwungen worden. (Ähnlich siegte auch Napoleon bei Austerlitz am 2. Dezember 1805.) Dabei muß man scharf im Auge behalten: hinter diesen Siegen stand nicht nur das militärische Handwerk, sondern das kriegerische Genie. Dieses kriegerische Genie verstand es auch, im Winter zu siegen. Es beherrschte das Handwerk so meisterhaft, daß es sich auch über die Schwierigkeiten hinwegsetzen konnte, die Herbst und Winter nun einmal für alle Operationen bieten. Es konnte sich Winterfeldzüge leisten. Es verstand, seinen Truppen und Truppenführern gleichsam höhere Kräfte einzuhauchen, mit denen sie dann auch scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten meisterten.

Unter dem Zeichen des kriegerischen Genius steht auch der jetzige Krieg und die jetzige Auseinandersetzung im Osten. Das können wir wohl sagen, weil es jeder Frontsoldat am eigenen Leib und in der eigenen Seele erlebt hat. Dies ist auch der Grund, warum von unserem Heer im Osten im russischen Herbst und Winter Schwierigkeiten überwunden werden, mit denen kein anderes fertig geworden wäre. Wie im Siebenjährigen Krieg und im Kriege von 1870/71 steht heute der Genius des Feldherrn hinter uns. Dieser Genius rechnet natürlich auch mit dem Winter, aber er weiß sich unter Umständen sogar die besonderen Verhältnisse dieses Winters nutzbar zu machen und dadurch den Gegner, der nicht über die gleiche Feldherrnpersönlichkeit verfügt, immer wieder zu überraschen. Es kann dabei geschehen, daß, wie es im Siebenjährigen Krieg der Fall war, die Schläge immer erst wieder nach längerer Pause erfolgen.

So kann man nicht von der Unmöglichkeit eines Winterkrieges im allgemeinen sprechen. Es ist vielmehr entscheidend, ob dieser Winterkrieg von einem wirklichen Feldherrn geführt wird oder nicht. Der wahre Feldherr erzwingt jedenfalls, wie die Kriegsgeschichte lehrt, auch im Winter Entscheidungen. So ist die Frage ganz müßig, ob etwa die Operationen im winterlichen Osten zum Stillstand kommen werden: das bestimmt nicht das Wetter, sondern doch letzten Endes der Feldherr. Wenn dieser — nach schärfster Prüfung und Überlegung aller in Betracht kommenden Verhältnisse! — den Tag und die Stunde für gekommen erachtet, dann wird er den Feind angreifen lassen und mit seinen Truppen schlagen und vernichten, ob es nun Winter ist oder Sommer. Das weiß der deutsche Soldat. Er weiß auch genau, daß der Genius seines Feldherrn von ihm vielleicht das scheinbar Unmögliche, aber niemals das Sinnlose oder gar Verhängnisvolle fordern wird.



Mein Mädchen Monika

EIN SOLDAT LERNT SEINE TOCHTER KENNEN

VON ... KOENIGER

Während ich diese Zeilen schreibe, übertönt das Geschrei Monikas das Klappern meiner Schreibmaschine. Monika ist meine Tochter. M e i n e Tochter, die bereits über drei Monate alt ist und die ich erst gestern kennengelernt habe. Daran ist der Krieg schuld. Er hat sich zwischen mich und Monika gedrängt. Ich weiß, das ist nichts Absonderliches in dieser Zeit. Vielen Kameraden ist es nicht anders ergangen. Aber es scheint doch über meinem und Monikas Schicksal noch ein besonderes Verhängnis zu schweben. Deshalb will ich davon berichten.

Seit dem Tage, an dem ich das graue Kleid anlegte, habe ich ein Tagebuch geführt. Ein schwarzes, in Leder gebundenes Buch, in das ich meine Gedanken eintrug, wenn ich Zeit dazu fand. Verschiedentlich ist in ihm von Monika die Rede. An mehreren Stellen. Hier sind sie . . . .

„Monika ist meine Tochter. Vielleicht heißt sie auch Klaus und ist keine Tochter. Monika ist noch ein Gedanke. Wenn auch ein äußerst sichtbarer. Obwohl Klaus-Monika unsichtbar ist. Und unhörbar. Man bemerkt Monikas Vorhandensein, wenngleich man sie nicht sieht. Es ist eben alles sehr verzwickt mit ungeborenen Monikas.

Ich möchte Monika einen Brief schreiben. Einen Brief, den sie später einmal lesen darf, wenn sie groß ist. Also . . .

„Liebe, winzige, unbekannte Monika!

Weißt Du, warum Du da bist? — Das ist ganz einfach. Weil ich ein kleines, süßes Mädchen, von dem ich nur wußte, daß ich sie liebe, so lieb gehabt habe, daß es für uns nichts gab, was wir aus lauter Liebe nicht getan hätten. Wir hatten beide nur einen Gedanken: D u ! Sie, die kleine Frau — und ich, ihr Mann.

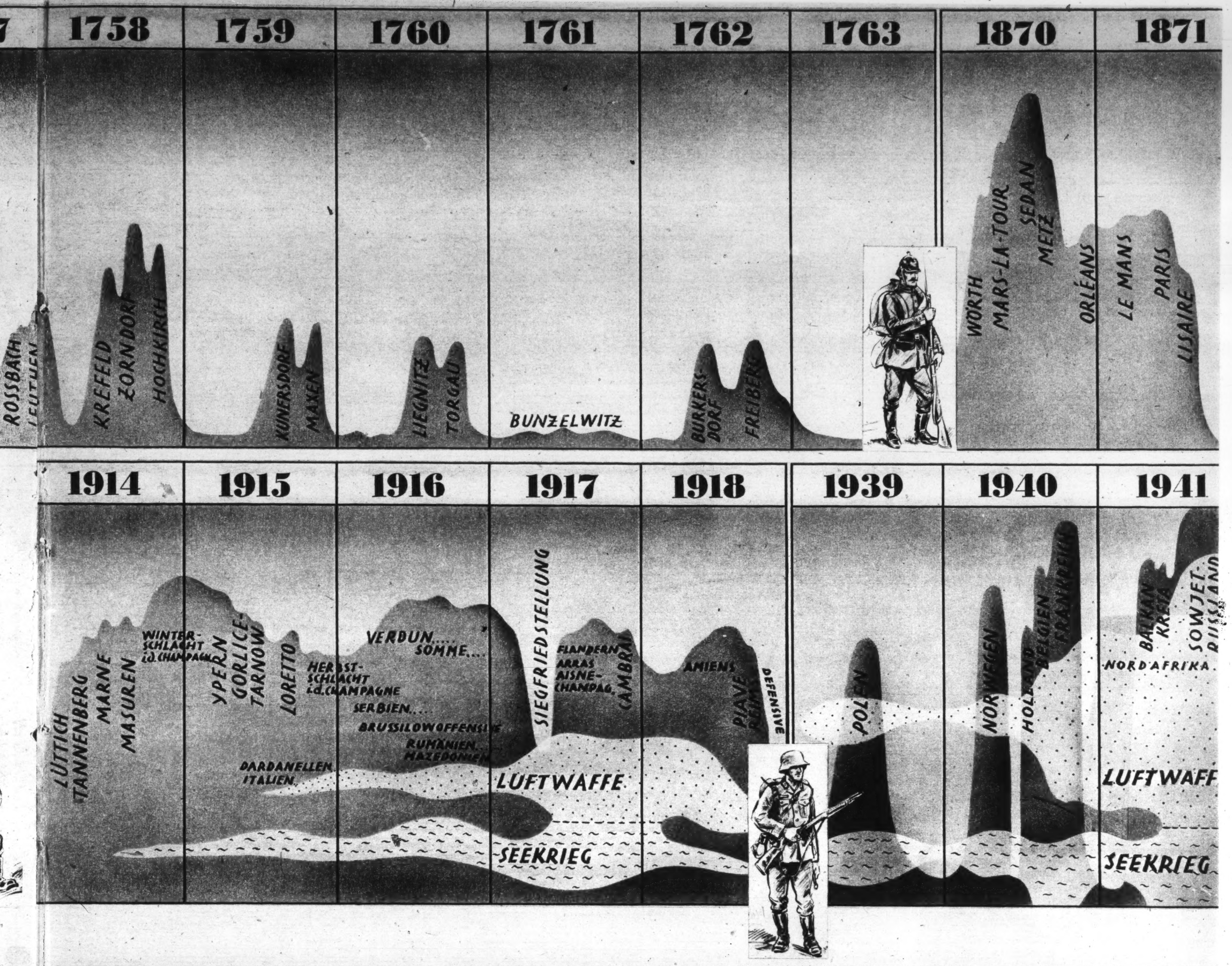
Das war im August 1939. An der Ostsee. Sonne, Wind, Sand, Meer, gelbe Kornfelder, weiße Wattewolken, Dünen und blaue Kornblumen — und Liebe.

Deine Mutter hat es sehr schwer gehabt, als sie Dich in sich trug. Sie war hauchzart und zwanzig Jahre jung. Und war so verliebt wie ich. Und wir waren drei Monate lang so glücklich, wie nur zwei Menschenkinder glücklich sein können. Und dann, kurz vor dem Weihnachtsfest, ging ich fort von Deiner Mutter in den Krieg. Fort von Deiner Mutter und Dir darin. Du konntest ihre Tränen nicht trocknen und ich auch nicht. Da hat Deine Mutter die Tränen herunterschlucken müssen. Für Dich, Monika. Vielleicht verstehst Du das nicht. Aber warte, ich werde es Dir erklären: Weil sie nun nur noch Dich hatte und weil viele Leute sagen: Eine traurige Mutter bekommt ein trauriges Kind. —

In 14 Tagen etwa bin ich nun Dein Vater. Vielleicht werden wir uns nie sehen, kleine Monika. Aber sicher wirst Du einmal die Haare und die Augen Deiner Mutter haben. Und irgendeinem, der so ist, wie ich, wirst Du eines Tages das geben, was mir Deine Mutter gegeben hat. Und dann wirst Du der glücklichste Mensch der Welt sein. Du und der andere, der vielleicht schon lebt und auf einem Schaukelpferd reitet und dabei singt: ‚Wir fahren gegen Engeland . .'

Was mag Dir das Leben alles bringen, kleine Monika? überlege ich. An eins denke immer: Daß Du da bist und atmest und lebst und die kleinen Zehen in den Mund steckst. Und das ist, weil Deine Mutter mich und ich Deine Mutter so sehr lieb habe.

Gute Nacht, kleine ungeborene Tochter. Und quäl das



arme Mütterchen nicht so sehr und — auf ein baldiges ‚Sehen'!"
Eine andere Stelle:
„Hurra, ich bin Papa! Monika ist eingetrudelt. Um 14 Uhr kam das Telegramm. Es war ja eine ausgemachte Sache, daß ich am Tag darauf in Urlaub fahre. Es w a r . . . Essig ist es mit dem Urlaub! Noch in dieser Nacht marschieren wir. Durch Luxemburg. Morgen um diese Zeit sind wir schon auf neutralem Boden. Oder auf feindlichem . . . Wer will das wissen?!
Das Gepäck ist gepackt. Die Bilder von den Wänden verschwunden, und die Bude ist kahl und nackt. Nur drüben an der Wand steht Monikas Geburtsanzeige in Form meines spontanen väterlichen Gefühlsausbruches: ‚Hurra, ich bin Papa! — 8. 5. 1940.' — Schön sauber mit schwarzer Farbe."
Soweit zunächst mein Tagebuch.
Es ist noch etwas Sonderbares passiert. Am 8. Mai war ich in Trier und habe mir die Stadt angesehen. Drei Stunden. Und ich stand auch in dem alten Trierer Dom, stand in dem Zwielicht des hohen Gewölbes und starrte in den Kerzenschimmer, während meine Gedanken 1000 Kilometer weiter östlich waren. Bei meiner kleinen Frau. Und da habe ich wohl still für mich gebetet, daß alles gut wird in ihrer schweren Stunde. Und gerade in diesem Moment tat Monika ihren ersten Schrei. Zufall . . . ? Ich habe noch später oft darüber nachgedacht. Und besonders dann habe ich mich daran erinnert, wenn wir im dicksten Granatfeuer lagen und unsere Nasen tief in den französischen Dreck preßten. Ich glaube, es war kein Zufall.
Postsperre! — Drei Wochen! — Dann kommen die ersten Briefe von daheim. Erst aus der Klinik und dann von zu Hause. Und überall in den Briefen ist Monika. Irgendwo in den Zeilen oder zwischen den Zeilen.

„. . . Sei nicht böse", schreibt meine Frau, „daß jetzt für mich alles etwas leichter ist! Jetzt, wo wir doch zusammen ein Kind haben, das Ähnlichkeit mit Dir hat. Es sieht sehr lieb aus, unser winziges Baby. Und wenn es im Schlaf das Gesicht verzieht, sieht es aus wie Du in klein, wenn Du müde bist und so mit den Augen blinzelst. Ich freue mich so, daß es Dir ähnlich sieht und nicht mir . . ."

*

Und wir marschieren weiter durch Frankreich. Kämpfen und marschieren. Tag und Nacht. Bis zum Sieg. — Es sind seitdem wieder viele Wochen vergangen. Und dann kam der Urlaub. Gerade, als Monika drei Monate alt wurde. Ich habe in der Zwischenzeit sehr oft versucht, mir ein Bild von ihr zu machen. Aber es ist sehr schwer. Eine ganz neue Eigenschaft habe ich an mir entdeckt, seit ich Vater bin: ich schaue in jeden Kinderwagen und in jede Wiege, die mir gerade in den Weg kommt.
Der Urlaub kam ganz plötzlich. Ehe ich recht wußte, wie mir geschah, saß ich in der Eisenbahn, die mich in die Heimat bringen sollte. Zu Monika, zu meiner Tochter.
Es ist eigenartig, zu wissen, daß man zu Hause nicht nur e i n Lebewesen vorfindet, das man liebt, sondern z w e i. Und weiter zu wissen, daß man von diesem zweiten nichts anderes weiß, als daß man sein Vater ist. Da stehe ich nun vor dem Schild mit meinem Namen. Seit sechs Monaten zum erstenmal. Ich zögere noch, auf die Klingel zu drücken. Und doch habe ich Sehnsucht in mir und Neugierde. Sehnsucht nach meiner kleinen Frau und Neugierde — ja, es ist nichts weiter als Neugierde — auf mein Kind. Wer will es mir schon übelnehmen, daß ich vor allen Dingen neugierig bin? Habe ich geklingelt? Ich weiß es nicht. Jedenfalls steht da meine Frau in der Tür. Schmal und blaß mit großen Augen.
„Liebes . . . !"
Gott, wir haben uns sechs Monate nicht gesehen und sind doch erst ein Jahr Mann und Frau. Sie legt den Finger an die Lippen: „Pssst, sie schläft!"
Ich bin noch nie so behutsam und leise auf meinen schweren Soldatenstiefeln gegangen. Es ist alles wie sonst in unserer kleinen Wohnung. Nur auf dem Balkon hängen weiße, weiche Tücher und winzige Jäckchen, in deren Ärmel gerade mein Daumen hineinpaßt. Und dann beuge ich mich zum erstenmal über den Wagen.
„Monika", flüstere ich. „Kleine Monika . . ."
Sie hat glatte braune Haut, dunkle weiche Haare und lange schwarze Wimpern an den kleinen geschlossenen Lidern. Ich möchte ihr guten Tag sagen. Aber ich wage es nicht. Ich möchte sie einmal herausnehmen aus dem Wagen. Aber ich wage es nicht. Ich könnte sie mit meinen groben Soldatenfäusten beschädigen, fürchte ich. Da steht man nun, und ist das geworden, was man so einen „harten Krieger" nennt, und ist angesichts dieses rosigen Etwas, das sich Monika nennt, hilflos wie ein Kind.
Wenn sie doch einmal die Augen aufschlagen würde! Blau sollen sie sein! Blau und klar wie der hohe Septemberhimmel oder wie ein tiefer Bergsee im Spätsommer. So schrieb mir damals meine Frau. Aber es geschieht nichts. Im Gegenteil. Monika scheint von meiner väterlichen Anwesenheit nichts zu spüren und schläft ruhig mit geballten Fäusten weiter. Ich muß schon sagen: ich bin ein wenig enttäuscht.
Doch dann geschieht plötzlich das Wunder. Erst verzieht sich das kleine Mündchen, dann sehen mich die

Am 21. November 1806 begann die Kontinentalsperre!

Der Bohnenkaffee, an den man gewöhnt war, blieb aus. Was sollte ihn ersetzen? Das Land war arm, seine Wirtschaft nahezu aller Mittel entblößt — wie sollte man diese Aufgabe meistern, die um so schwerer war, als sie gewissermaßen von heute auf morgen gelöst werden mußte. Bewundernswert ist, daß man trotzdem zu einer Lösung gelangte! Wurden doch damals die ersten deutschen Kaffeemittel geschaffen!

Der Malzkaffee kam später erst und als Ergebnis langer Arbeit. Zu einer Zeit, da Deutschland nicht mehr arm war und dementsprechend in den Menschen das Verlangen erwachte, ihr Dasein besser zu gestalten, natürlicher zu leben, gesünder zu essen und zu trinken.

Sebastian Kneipp, der große Lehrer der naturgemäßen Lebensweise, war einer der Männer, die der Menschheit den neuen Weg wiesen. Er lehrte: *so sollt ihr leben!* Und er fügte zur Lehre die Tat, als er uns den **Kathreiner** gab. Den Malzkaffee, der ihm zu Ehren für alle Zeiten den Namen „Kneipp-Malzkaffee" führt!

Nicht allein, weil er so gesund ist, — auch weil er gut schmeckt, deshalb hat dieser **Kathreiner** im Laufe der Jahre so viele Millionen treuer und überzeugter Anhänger gewonnen!

Ein guter Teil des deutschen Volkes ist mit ihm aufgewachsen! Und ist mit ihm groß geworden!

Augen meiner Tochter an. Ja, sie sind blau und klar. Es sind die Augen meiner Frau, denke ich und nicke nur, als sie sagt: „Es sind deine Augen, Lieber."

*

Es ist ein großes, tiefes Geheimnis um Kinderaugen. Man kann nichts in ihnen lesen — und doch alles. Ihr Blick ist wie ein Gebet. Oder wie ein Spaziergang durch die Felder gleich nach dem Tau. Es ist ein Blick, der die Sorgen bannt und jung macht. Jung und rein. Ich habe mich seither oft über den Wagenrand gebeugt und habe wiedergelacht, wenn mich die Augen anstrahlten, und habe ihr erzählt, wie ich immer da draußen an sie gedacht. Und sie hat zugehört mit weit offenen Augen und hat das Mäulchen zu einem Lachen verzogen. Ja, ja, wir sind uns rasch nähergekommen, meine Tochter Monika und ich. Wir sind uns so nahegekommen, daß sie gestern bereits nach meiner Nase gegriffen hat. Das sei Zufall, meint meine Frau. Sie sei zu klein und „greift noch nicht". Aber ich weiß es besser. Wir wissen es besser, meine Tochter und ich. Wenn wir es auch nicht sagen. Es war Dein Gruß, Monika. Es war genau so, als ob Du gesagt hättest: „Schön, daß Du nun da bist, Pappi!" So haben wir es verstanden. Und wir glauben daran. Ob sie schon greift oder nicht. Sie h a t gegriffen. Nach meiner väterlichen Nase.

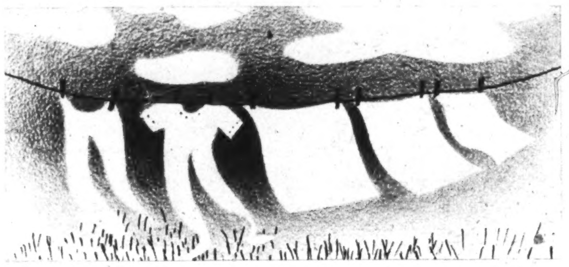
O ja, wir haben uns schon prächtig angefreundet und spielen miteinander. Laß ruhig das kleine Mütterchen lächelnd den Kopf schütteln über ihren großen feldgrauen Jungen, wenn er auf den Händen um Monika herumläuft und „Buhuuu!" macht! Wir verstehen uns schon und haben unseren Spaß dabei. Oder würdest Du sonst vielleicht so fröhlich krähen, kleines Töchterchen? Manchmal sind wir auch sehr still und schauen uns bloß an. Das sind dann die Augenblicke, wo ich an den Abschied denke, der mit jedem Tag näherrückt. Die Zeit vergeht ja so schnell, wenn wir miteinander spielen und lachen. Der Abschied wird diesmal noch schwerer als sonst. Denn ich lasse ja nicht nur e i n Herz zurück, sondern zwei.

Vielleicht tust Du schon Deine ersten Schritte, Monika, wenn ich wiederkomme. Und vielleicht ... Aber es sind ja noch gute zehn Tage, bis ich wieder fort muß. Zehn lange Tage mit Kopfstehen, Buhumachen und Kinderlachen. Wir wollen noch nicht an den Abschied denken, kleine Monika. Und — weißt Du — nach jedem Abschied kommt ja ein Wiedersehen.

*

Und nun lebst Du wieder in ihren Briefen, kleine Tochter, in den Feldpostbriefen, die eine lange Reise machen, bis ich sie dahinten vor Moskau in der Hand habe. Und wenn ich dann lese, was die kleine Mutti schreibt, bin ich ganz dicht bei Dir in Gedanken und mache „Buhuuu" und laufe auf Händen, weil Du dann immer so fröhlich quietscht, weißt Du. —

Wie lange hab ich Dich nun schon wieder nicht gesehen! Und wenn ich einmal aus diesem Land hier



nach Hause komme, wirst Du wahrscheinlich schon plappern. Richtige Worte plappern. Zum Beispiel „Papa" oder „Mama". Aber ich glaube, zu mir wirst Du „Onkel" sagen und wirst Dich fürchten, wenn ich zerknautscht und feldgrau zu Dir ins Zimmer poltere. Ach, laß nur, das wird sich schnell geben.

Übrigens birgt der letzte Brief Muttis wichtiges Material, um der Unwissenheit blutjunger Väter über kleine Kinder im allgemeinen und über „Monikas" im besonderen etwas auf die Sprünge zu helfen.

Es heißt da unter anderem: „Du glaubst gar nicht, wie süß sie jetzt geworden ist. Ich bin oft sehr traurig, daß Du es nicht miterleben kannst, wie sie fast von Tag zu Tag anders wird. Sie hat ganz lange puschlige Wimpern gekriegt. Und sie wiegt nun fast 19 Pfund und ist 74 Zentimeter groß."

Ich finde das in Anbetracht von Muttis 86 Pfund und ihrer „Länge" von 156 Zentimetern immerhin beachtlich.

Ich habe ein Zentimetermaß aufgetrieben in Rußland. Und habe 74 Zentimeter an der Tischkante abgemessen. Ich habe mir an der Feldküche 19 Pfund Kartoffeln abwiegen lassen, habe sie versonnenen Gesichts in der Hand gewogen und dabei die an der Tischkante markierte Länge meiner Tochter betrachtet. So hatte ich den ungefähren Eindruck von ihrer winzigen Persönlichkeit. Nur mit den „puschligen" Wimpern meiner Tochter vermag ich weder etwas anzufangen, noch mir etwas Bestimmtes darunter vorzustellen. Eine dieserhalb verfaßte Rückfrage brachte nach sechs Wochen die nähere Erklärung.

„Mann, bist Du aber dumm! (Peng!) — Puschlig ist eben puschlig, das ist so, wenn man .... na eben puschlig! — Ach Du, ich weiß es nun: Puschlig ist zum Beispiel der alte Staubwedel aus Federn mit dem Rohrstock dran, weißt Du, den Du immer auf der Nase balanciert hast. Das ist puschlig. Oder Dein Rasierpinsel. Nein, der ist zu kratzig und zu hart. Aber so was ähnliches wie Dein Rasierpinsel, nur weicher und winziger."

So, nun weiß ich auch, was puschlige Wimpern sind! Oder nicht?

*

Ich weiß nicht, warum es so ist, aber seit ich nun mehr als 2000 Kilometer von Dir fort bin, kleine Tochter, hab' ich viel mehr Sehnsucht nach Dir als sonst. Es ist so, als ob die Sehnsucht quadratisch zu der Entfernung wächst. Wir stehen ja nicht mehr weit von der roten Hauptstadt entfernt.

Nun wird bald Weihnachten sein. Und Du wirst laufen können, und in Deinen blauen großen Augen wird sich das flackernde Kerzenlicht spiegeln. Und vor Staunen wirst Du das kleine feuchte Mäulchen aufsperren und gucken ...

Ob Du an mich denken wirst? An mich dahinten irgendwo im kalten Rußland? Die Mutti wird es tun. Aber es wird nicht mehr so schlimm und so schwer sein wie damals, als sie noch ohne Dich war.

Ich glaube, die Weihnacht hier draußen wird darum nicht so schwer für mich. Ich werde in die flackernden Kerzen sehen an diesem Abend. Und von Dir, kleine Tochter, und von der Mutti weiß ich dasselbe. Siehst Du — und dadurch werden wir unsichtbar ganz eng verknüpft und beieinander sein. Mögen noch soviele Kilometer und mag noch soviel Eis und Schnee zwischen uns liegen.

Nachher kommt ja der Frühling, kleine Tochter . . .

Wirklich ein perpetuum mobile?

Eines Tages können Sie sicher wieder unter den ZentRa-Uhren auswählen, welche Sie haben wollen. Dann geben Sie einmal acht. Sie finden eine wertvolle Neuerung darunter - die automatische ZentRa-Uhr. Für diese gediegene Herren-Armbanduhr werden sich viele entscheiden. ● Die automatische ZentRa-Uhr geht unablässig ohne aufgezogen zu werden. Ein Perpetuum mobile? Nein! Sie müssen sie tragen - darin liegt das Geheimnis! Mit jeder der vielen hundert Armbewegungen nämlich, die Sie täglich machen, zieht sie sich automatisch auf. Antimagnetisch, wasser- und staubgeschützt, stoß- und schlagfest und von einer Gemeinschaft von 2700 deutschen Uhrmachern garantiert: Das sind weitere Vorteile. ● Wenn Sie das rote ZentRa-Wappen an einem Uhrenfachgeschäft sehen, dann denken Sie bitte daran: ... später eine automatische ZentRa-Uhr.

UNSERE M. P.

Die Maschinenpistole hat jeder Soldat, der sie einmal benutzte, als wertvolle Waffe schätzen gelernt, die oft in entscheidenden Augenblicken des Nahkampfes den Ausschlag gibt. Die Stärke dieser Waffe liegt darin, daß sie es gestattet, auf kurze oder kürzeste Entfernung sehr wirksame Feuerstöße abzugeben, wobei sie die anderen leichten Maschinenwaffen der Infanterie in der Beweglichkeit weit übertrifft.

Im Weltkrieg wurde aus den Bedürfnissen des Stellungskrieges heraus zunächst die Pistole 08 mit längerem Lauf und den entsprechenden Visieren über 100 m versehen. Dann kamen ansetzbare Kolben hinzu. Es zeigte sich aber sehr bald, daß mit einer derartig hergerichteten Pistole zwar ein gezielter Einzelschuß auf kürzere Entfernung möglich war, ihre Feuerkraft jedoch für besondere Aufgaben nicht ausreichte. Daran konnte auch die Mauser-Pistole Kal. 7,63 nichts ändern, obwohl sie sogar Feuerstöße ermöglichte. So wurde die Forderung nach einer wirksamen Waffe für kurze Entfernungen immer lauter. Der deutschen Waffentechnik blieb es vorbehalten, auch hier den ersten bahnbrechenden Schritt zu tun. Der deutsche Ingenieur Hugo Schmeißer konstruierte als erster eine derartige Waffe. Seine Erfindung ist die Grundlage für fast alle auf der Welt hergestellten Maschinenpistolen geworden.

Schmeißers unter der Bezeichnung M. P. 18 I bekanntgewordene Waffe war am Ende des Weltkrieges in großen Mengen in der Truppe vorhanden, kam jedoch nicht mehr voll zum Einsatz. Infolge ihres langen Laufes und des verhältnismäßig noch hohen Gewichtes lag diese Maschinenpistole ruhig im Schuß bei guter Feuerwirkung und Treffleistung. Es konnten damit Feuerstöße und kurzes Dauerfeuer abgegeben werden. Die M. P. 18 I bot außerdem den Vorteil, daß der Einzelschütze sich genügend Munition ohne Zuhilfenahme von Munitionsträgern mitnehmen konnte. Ihre Einfachheit erlaubte es jedem Schützen, sich schnellstens mit der Waffe vertraut zu machen. Eine besondere Ausbildung war entbehrlich. Die Vorzüge dieser Konstruktion fanden nach dem Weltkrieg sehr bald in allen Staaten Anerkennung. Zahlreiche Firmen entwickelten auf derselben Grundlage ähnliche Konstruktionen. In manchen Staaten wurden sogar die deutschen Maschinenpistolen bzw. deren Weiterentwicklungen nachgebaut.

Zu Beginn des gegenwärtigen Krieges besaß nur die deutsche Wehrmacht Maschinenpistolen in ausreichender Menge, so daß diese von Anfang an wesentlich zu den großen militärischen Erfolgen beitragen konnten. Die jetzt im deutschen Heere verwendete M. P. geht auf die M. P. 18 I zurück, die in Formgebung und Handhabung für eine allgemeine Verwendung bei sämtlichen Truppenteilen vervollkommnet wurde. Während alle anderen bekannten Maschinenpistolen einen starren Holzschaft besitzen, damit mit ihnen wie mit einem Gewehr geschossen werden kann, ist die im deutschen Heer eingeführte M. P. hierzu mit einer Schulterstütze derart zusammenlegbar ausgebildet, daß sie auch in engsten Räumen verwendet und bequem gehandhabt werden kann. Hierdurch wurde es möglich, sie in gleicher Ausführung der Infanterie, den Panzertruppen, den Pionieren und Fallschirmjägern zu geben und diese zu befähigen, mit ihr viele Aufgaben zu lösen, für die ihre übrigen Waffen nicht geeignet waren.

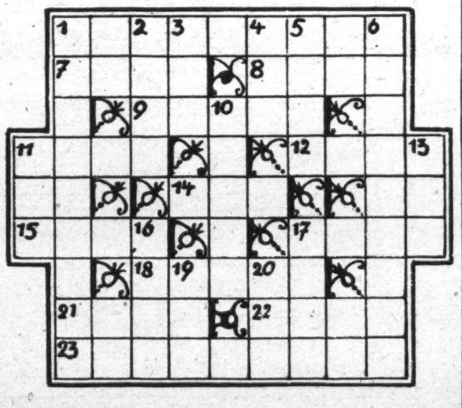
Oberstleutnant Dipl.-Ing. Spamer, Heereswaffenamt.

Vier rätselhafte Frauen

Waagerecht: 1. Bergpflanze, 7. Hafendamm, 8. Huftier, 9. Strom in Vorderindien, 11. Metall, 12. Heringsfisch, 14. Schankstätte, 15. Geistesblitz, 17. südarabische Landschaft, 18. Organisation einer Volksgemeinschaft, 21. Einrichtung beim Rennsport, 22. chemischer Kampfstoff, 23. Stadt in der Oberlausitz.

Senkrecht: 1. siehe unten, 2. Gleichwort für Qual, 3. Hausflur, 4. „der Wahn ist kurz, die — — — ist lang“, 5. Gebirge in Griechenland, 6. siehe unten, 10. siehe unten, 11. abgekürzter Männername, 13. siehe unten, 16. Osteuropäer, 17. Säulenhalle im alten Athen, 19. Teil des Fußballfeldes, 20. süddeutsches Gebirge.

In die senkrechten Reihen bei 1, 6, 10 und 13 sind die Namen von vier schönen Frauen einzuordnen: zwei Göttinnen und zwei Opfergestalten. Wo die einzelnen hingehören, werden unsere findigen Löser an Hand der übrigen Wörter bald herausgefunden haben.



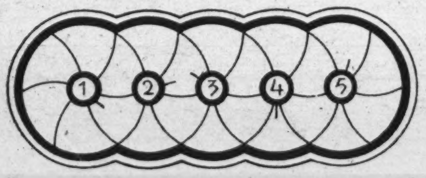
Ein Wort im Bild.

Die im Bilde dargestellten Gegenstände sind zu erraten. Die Anfangsbuchstaben der Begriffe ergeben — richtig aneinandergereiht — das fehlende Wort in folgendem Zitat „Heilige — — glüh' / Glüh' und verlösche nie / Fürs Vaterland!“

Platten-Rätsel.

In die Kreisabschnitte sind um die entsprechenden Ziffern entgegen der Uhrzeigerbewegung Wörter folgender Bedeutung einzutragen. Bei richtiger Lösung nennen die oberen Hälften aller fünf Kreise, im Zusammenhang gelesen, einen Gebirgszug der Sudeten.

1. Teil des Kopfes, 2. Papstname, 3. Bratrückstand, 4. Angehöriger eines Indianerstammes in Mittel- und Südamerika, 5. grob zerkleinertes Getreidekorn.



Ein Buchstabe als Brücke.

Schlaf — Wind — Pol — Reise — Kunst — Bar — Wand — Neu.

Die obenstehenden Wörter sind mit den unten in alphabetischer Folge geordneten Wörtern zu je einem Hauptwort zu verbinden, und zwar mit Hilfe eines Brückenbuchstabens. — Aneinandergereiht nennen diese Brückenbuchstaben einen Unterfeldherrn Friedrichs des Großen.

Ecke — Eder — Elle — Eller — Ton — Tube — Seile — Technikum.

Zeichnung von Günter Radtke

GLEISSPRENGUNG mitten im Feind

EIN ERFAHRUNGSBERICHT VON LEUTNANT FRITZ FESSMANN

Der Befehl kommt nachmittags. Zwei Spähtrupps der Panzeraufklärungsabteilung sollen die Bahnstrecke bei Bachmatsch sprengen. Feldwebel Limmer soll die Sprengung am Südrand des Ortes durchführen, meine Männer übernehmen den westlichen Teil.

Noch am Nachmittag geht es über den Fluß, über den Ssjem. Eine Fußerkundung muß durchgeführt werden. Kann man da drüben, auf dem anderen Ufer, mit Spähwagen fahren? Werden sie unbemerkt die erste sowjetische Linie passieren können ...?

Gegen Abend kehren wir zurück. Jawohl, ein Weg ist gefunden, allerdings führt er geradenwegs auf die nächste feindliche Ortschaft zu. Aber es muß gewagt werden; die Dunkelheit ist unser Bundesgenosse.

Um 3.45 Uhr geht es los, zusammen mit dem Spähtrupp Limmer. Die Fahrzeuge sind noch am späten Abend über den Ssjem gesetzt worden.

Die Räder mahlen durch den Sumpf. Das Dorf ist eine schwarze Silhouette gegen den aufdämmernden Himmel. Tiefe Stille überall. Man sieht keine dreißig Meter weit. Warten ..., angespanntes Lauschen. Eine Viertelstunde vergeht. Es ist etwas heller geworden. Los! Man kann die einzelnen Häuser erkennen. Will dieser Ort denn kein Ende nehmen? Fahren wir direkt in eine Falle oder hat man uns nicht bemerkt?

Die Westost-Durchgangsstraße liegt vor uns. Darüber weg! Rechts am Straßenrand vor den Häusern feindliche Lastkraftwagen. Ein Posten steht auf der Straße. Gas wegnehmen! Der Bursche merkt nichts. Alle Wagen kommen durch. Ein paar hundert Meter noch, dann ist der Ortsrand erreicht. Die auf der Karte eingezeichnete Straße stimmt mit der, auf der wir fahren, nicht überein. Es muß eine neue Straße sein, auf der wir losbrausen.

Viehherden links, einige Zivilisten. Ich rufe sie heran, frage, wohin die Straße führt. „Nach Bachmatsch!" Also doch richtig: eine neue Straße führt nach Bachmatsch, eine, die unsere Karte nicht kennt. Bevor es weitergeht, schnell einen Funkspruch an die Abteilung, damit sie unterrichtet ist. — Fünf Kilometer südwestlich Mittschenki sind plötzlich Panjewagen vor uns. Man kann nichts erkennen. Doch, jetzt sieht man sie deutlich! Natürlich sind es Soldaten. „Ruki wjärch!" rufe ich und zeige auf den Spähwagen. Die Sowjets leisten keinen Widerstand. Limmer entwaffnet sie. „Idji tri kilometri!" Ich schicke sie querfeldein nach hinten. Aber ein paar von den Genossen büchsen aus, und einer knallt ein paar Schüsse auf uns.

Wir sind erkannt. Also kehrt! Limmer biegt ostwärts ab, wir fahren nach Westen. Eine Zeitlang rollen wir über einen Feldweg, dann weiter querfeldein. Reiter sprengen heran. Jetzt sind wir verkauft! Nein, sie galoppieren vorbei. Wenn man doch wenigstens etwas Deckung hätte, aber das Gelände ist flach wie ein Teller, der Boden teilweise Hochmoor. Das Dorf bleibt links liegen. An seinem westlichen Rand steht ein verdächtiges Gebilde unter Bäumen. Ein schwerer Panzer? Ein paar Bolschewisten laufen da herum.

Fünfhundert Meter liegen jetzt zwischen uns und diesem unheimlichen Gebilde unter den Bäumen. Vor uns die Straße, die von Bachmatsch nach Baturin führt. Ununterbrochen geht der sowjetische Lastkraftwagenverkehr darüber hin. Anhalten und beobachten. Funkmeldung an die Abteilung. — Hinter uns, aus dem Dorf, fahren drei Lastkraftwagen nach Norden, rechts auch ein paar Fahrzeuge. Zurück jetzt! Wir müssen uns absetzen. Jetzt erkennt man auch den Koloß am Waldrand. Natürlich ein schwerer sowjetischer Panzer. Fünfhundert Meter vom Dorf entfernt ein hohes Pfefferfeld, darin sind die Fahrzeuge gut versteckt und getarnt. Laufend Meldung durch den Funk an die Abteilung. Man kann die Straße wunderbar beobachten.

„6.26 Uhr — Gemeldeter Marschverkehr auf Straße Baturin—Bachmatsch hält an, Durchkommen nach Westen nicht möglich — ausbiege ostwärts."

Ich fahre ein Stück nach Osten, beobachte indessen den Spähtrupp Limmer, wie dieser auf der großen, vorher gemeinsam benutzten Straße nach Süden fährt, und melde:

„6.40 Uhr — Limmer auf Straße nach Südwesten, versuche erneut nach Westen."

Wieder zurück an die Straße Baturin—Bachmatsch. Diesmal beobachte ich eine feindliche Batterie, die am Ostrand eines Dorfes in Stellung geht. Kurze Zeit später eröffnet sie aus allen Rohren das Feuer nach Norden. Der Fahrverkehr auf der Straße Baturin—Bachmatsch hält unvermindert an.

Wann wird dies nur aufhören ...? Ich muß doch über diese Straße!

Der Funker: „Herr Leutnant, der Limmer hat schon gesprengt!"

Jetzt gibt es für uns nur eines: Durch um jeden Preis! Einige sowjetische Lastkraftwagen lassen wir noch vorüberfahren, dann ran an die Straße. Verflucht! Längs der Straße ist ein tiefer Graben! Parallel daran entlang, bis wir endlich einen kleinen Weg finden, der hinaufführt. Da, der Steg bricht ein: Der Funkwagen hängt vollkommen fest! Von Norden sind schon wieder zwei feindliche Lastkraftwagen mit Schützen auf zweihundert Meter heran. Raus aus dem Wagen! Unser schwerer Panzerwagen braust heran. Zugseil herunter, eingehängt, beide Wagen auf Handzeichen gleichzeitig rückwärts!

Es geht — wir sind wieder flott! Zurück, ins Feld hinein! Wir stellen uns einhundertfünfzig Meter seitlich der Straße auf, Stahlhelm und Mützen ab, ruhig und deutlich sichtbar rauchend, so daß die sowjetischen Lastkraftwagen nach einem mißtrauischen Blick weiterfahren. Der schwere Sowjetpanzer am Ortsrand hinter uns verhält sich ruhig.

Nun fahren wir neben der Straße nach Süden und finden nach einem Kilometer einen Weg, der die große Straße kreuzt und uns diesmal nicht betrügt. Für die Bolschewisten gibt diese Überquerung zwar eine kleine Stockung im Fahrverkehr, wir jedenfalls sind drüben und fahren auf dem weiten, ebenen Gelände nach Südwesten.

Inzwischen haben drei eigene Kampfflieger Bachmatsch bombardiert. Angenehm für uns, es lenkt den Gegner ab. Westlich erkennen wir jetzt einen Eisenbahnzug, der nach Bachmatsch fährt. Endlich also die gesuchte Bahnlinie!

In weitem Bogen ausholend nähern wir uns über abgemähte Kornfelder und Kartoffeläcker dem Westrand von Bachmatsch. Vor uns steht in zwei Kilometer Entfernung ein Bahnwärterhaus, daneben einige Wohnhäuser. Ich entschließe mich, zwischen dem Bahnwärterhaus und dem Ortsrand Bachmatsch zu sprengen. Feindliche Lastkraftwagen rollen vom Eisenbahnzug nach Bachmatsch und umgekehrt, auf einem Weg knapp jenseits meiner Bahnlinie. Schneller Entschluß: Funk- und Maschinengewehrwagen nicht bis zur Bahnlinie mitnehmen. Sie sollen zu einer Strohmiete in Deckung fahren.

Mit meinem Panzerwagen — der zugeteilte Pionier-Unteroffizier Sch. und ich sitzen außen auf — geht's vorwärts. Da! — Fünfhundert Meter vor uns, abgesetzt von der Bahn, ein feindliches Maschinengewehrnest. Der Bahnschutz der Bolschewisten! Schade, aber wir müssen weiter! Während unseres Vorfahrens stehen die feindlichen Schützen auf und beobachten uns. Fünfhundert Meter von der Bahnlinie entfernt können wir nicht weiter. Ein Graben versperrt den Weg. Also, von

hier ab zu Fuß. Die Besatzung des Maschinengewehrnestes schaut stur zu uns herüber.
Unteroffizier Sch. und ich gehen los. Jeder trägt zwei Sprengladungen. Wir sind ohne Kopfbedeckung. Bewaffnung: eine Pistole. Langsam tigern wir durch Rüben- und Kartoffelfelder. Ohne Eile. Der Lastkraftwagenverkehr an der Bahnlinie nimmt zu. Lautes Hupen. Die Maschinengewehrschützen sind jetzt hinter uns. Sie wenden sich aber um, gehen auf unseren Panzerwagen zu! Was tun . . .?!
Wir „Fußgänger“ halten an, setzen unauffällig unsere Sprengladungen auf den Boden, rauchen eine Zigarette, heftig Rauch ausblasend, damit jeder es sehen soll, reißen Kartoffelkraut heraus, um eine Feldarbeit vorzutäuschen, als plötzlich ein Zivilist von halblinks auf uns zukommt.
Wir sind zweihundertfünfzig Meter vom Panzerwagen entfernt. Zu Fuß eine verdammt weite Strecke im Kartoffelfeld! Was wird der Schütze im Panzerwagen jetzt tun? Schießt er? Dann sind wir verraten und müssen hier weg! Zudem ist auch dann noch für uns als Sprengkommando das Wegkommen fast hoffnungslos, denn wir können die fünf Sowjets nicht alle auf einmal umlegen. Schießt er nicht, aber was dann? — An der Bahnlinie zotteln sechs Reiter von links nach rechts, zweihundert Meter von uns beiden entfernt.
„Wir müssen es schaffen, Herr Leutnant!“ sagt der Unteroffizier.
Die feindlichen Schützen sind bis auf zwanzig Meter an meinen Panzerwagen heran. Da — das Unglaublichste passiert: Mein Panzer schießt nicht; er fährt langsam davon, etwa zweihundert Meter nach Norden. Sch. und ich haben jetzt das kleine Gestrüpp vor der Bahnlinie erreicht. Der Zivilist ist friedlich an uns vorbeigepilgert. Eine starke Abteilung feindlicher Infanterie marschiert inzwischen vom Eisenbahnzug entlang der Bahnlinie in Richtung Bachmatsch.
Unteroffizier Sch. bleibt am Kuschelstreifen zurück, um die feindlichen Schützen im Rücken zu beobachten. Ich krieche vor bis zum Damm, hinter dem der hier etwas eingeschnittene Gleisstrang liegt. Zehn Meter vor mir liegt der Bahnkörper! Drüben ist dünnes Gestrüpp, durch das man die feindlichen Infanteristen sieht, die sich auf dem Weg, vierzig Meter von mir entfernt, nach links bewegen. Nach rechts ist das Gelände offen. Ich sehe eine Schlange von etwa zweihundert Mann in unregelmäßigen Gruppen näherkommen, dazu laufend Schützen auf Lastkraftwagen in beiden Richtungen.
Unteroffizier Sch. kommt mit den Sprengladungen nach und meldet, daß die fünf Bolschewisten im Rücken weitergezogen sind. Rechts sehe ich plötzlich drei weitere Bolschewisten, die diesseits der Bahnlinie unmittelbar auf mich zukommen. Also sofort sprengen! Da, Geräusch von rechts, ein Triebwagen kommt heran! Volle Deckung! Er rauscht vorbei! Ich beobachte kurz, drehe mich zu Sch. um, nehme meine zwei Sprengladungen in Empfang — von rechts Stimmen —, ich schaue kurz hin: die drei Bolschewisten sind bis auf zehn Meter heran. Eine Sekunde bin ich unschlüssig, alles steht auf dem Spiel! Wir kriechen auf den flachen Damm hinauf. Wir können uns noch einen Meter abwälzen, da sind die drei Mann schon bei uns. Verwunderte Ausrufe und dumpfe Stöße. Schläge mit Gewehrkolben. Sie haben die Sprengladungen, zweieinhalb Meter von uns entfernt, entdeckt! Und — sie gehen weiter!
Wir wälzen uns zu unseren Sprengladungen hinunter, beobachten nochmals kurz. Jetzt los zum Bahnkörper, die Ladungen an Schienenlaschen angelegt, jeder nimmt zwei Schienen, reißt ab und läuft zurück! Nach zweihundert Meter Wettlauf durchs Kartoffelfeld macht es: Rumms — rumms — rumms — rumms! Eisenteile pfeifen durch die Luft. Gewehrfeuer setzt auf uns ein, wir laufen, keuchen. Die letzten hundert Meter können wir nur noch im Schritt gehen, trotz Gewehrfeuer von zwei Seiten; im dicken Kartoffelkraut geht's eben nicht mehr!
Am Panzerwagen angekommen, zieht uns die Besatzung hinauf, hält uns fest. Ab mit Vollgas!
Jetzt kommt unsere Funkmeldung: „10.00 Uhr Sprengung geglückt.“ Auf der Straße Bachmatsch—Baturin ist weiterhin großer Fahrverkehr. Mitunter rollen schwere Panzer und Panzerspähwagen vorbei. Wieder glückt es uns, die Straße an der gleichen Stelle zu überqueren. Noch fünf Stunden lang überwachen wir, abseitsstehend und gut getarnt, den laufenden Verkehr auf dieser Straße. Erst als uns feindliche Schützen durch Zufall entdecken und in Stärke einer Kompanie, unterstützt durch Pak, angreifen, außerdem nördlich und südlich von uns Feind nach Osten vorgeht, setzen wir uns nach Osten ab und kehren zur Truppe zurück.

Hier sind sie, die drei „christlichsten“ Soldaten der Alten und Neuen Welt. Unser Mitarbeiter, der Zeichner Leo von Malachowski, wird ihre Taten und Pläne zur Rettung ihrer Zivilisation mit dem scharfen Auge des Karikaturisten verfolgen und weiterhin fortlaufend aufzeichnen. Wir können zunächst die neuen Kampfmittel verraten, die diese drei Helden erfunden haben, um die deutsche Wehrmacht vernichtend zu schlagen. So glaubt Churchill, daß . . .

. . . die Churchille
die Gefahr im Atlantik siegreich abwendet. Nach ihrem genialen Schöpfer benannt, läßt sie bei der Annäherung eines U-Bootes die Ladung durch eine Spezialöffnung sofort ins Meer gleiten. Es hat nun keinen Zweck mehr, die Churchille zu torpedieren . . .

Die Roosevelte
dagegen ist ein Kriegsdrachen. In einer schlaflosen Nacht, neben seiner Gattin liegend, kam dem USA.-Präsidenten der Gedanke, Drachen mit dem Bild seiner Frau aufsteigen zu lassen, denn ihnen wagt sich kein deutscher Flieger zu nähern. Der Kongreß gab dem Kriegsdrachen begeistert diesen Namen!

Die Staline
In Erkenntnis seiner lausigen Zukunft hat der rote Zar unter Auswertung aller Erfahrungen, anderen auch Läuse in den Pelz zu setzen, eine getarnte Zwillingskanone konstruieren lassen. Die Munition geht nie aus!
Zeichn.: L. v. Malachowski

Die FERNTRAUUNG

I. Feldpostbrief des Gefreiten Schoppenstedt
mit Erlaubnis des Briefschreibers mitgeteilt von Ernst Kammerer · Zeichnungen von Kruse

Liebe Rosmarie!

Vor nichts muß sich der Mensch mehr in acht nehmen als vor dem Kino. Wie leicht wird einem jungen Mädchen da der Kopf verdreht, und ich glaube, Du bist auch in Gefahr und Dein Kopf ist im Kino ein wenig verdreht, weil Du mir von der Ferntrauung schreibst. Du hast sicher die Wochenschau gesehen, wo die Ferntrauung vorkommt. Ich habe sie auch gesehen, weil wir hier alles sehen, Wochenschau und so. Und da schreibst Du es mir, daß Dir der Gedanke gekommen ist, ob wir uns nicht auch ferntrauen lassen wollen. Und wenn ich ja sage, ist es sicher, daß ich von der Mittermeier Rosa nichts mehr will und sonst weißt Du es nicht.
Von der Mittermeier Rosa will ich überhaupt nichts schreiben, weil das so weit zurückliegt, daß ich es schon längst vergessen habe, und ich halte Dir den Riedinger Rudi auch nicht mehr vor, obwohl es nicht so lange her ist wie bei mir, sondern kurz bevor wir uns kennenlernten, und bei einem Mädchen ist es viel schlimmer, weil man sich nicht wegwirft als Mädchen. Aber das ist ein Dreck, der ist so alt, daß er schon gar nicht mehr stinkt, wenn man ihn anrührt. Darum will ich Dir die Aufklärung von der Ferntrauung geben, damit Du es weißt. Die Ferntrauung ist eine Errungenschaft des modernen Krieges. Sie dient zur Verheiratung über weite Strecken und gleichzeitig zur Urlaubsersparung. Wenn man sich die Sache richtig anschaut, ist sie für gewisse Fälle ganz praktisch. Wer sowieso keine Aussicht auf Urlaub hat, der kann es machen. Oder so ganz Verliebte, die es nicht erwarten können, oder wenn man Angst hat, weil es pressiert, wegen, Du verstehst schon und ich mag es nicht schreiben, denn ich glaube, es muß ein militärisches Geheimnis bleiben, wenn ein Soldat ein Kind bekommt. Und dafür ist die Ferntrauung da. Aber nicht für uns.

In der Heimat auf dem Standesamt wird der abwesende Soldat durch einen Stahlhelm vertreten, der auf dem Tisch liegt. Das ist sicher recht schön, aber ich möchte dabei sein, wenn ich heirate. Das ist nämlich der Unterschied zwischen einer Ferntrauung und einer Fernkampfbatterie: die Fernkampfbatterie ist auch weit weg, aber wenn sie schießt, dann trifft sie, und sie kommt mit ihren Granaten über den Kanal hinüber, aber bei der Ferntrauung bist Du weg und kommst nicht hinüber. Und wo es schießt, ist man nicht gern da, wo es einschlägt, aber wenn man heiratet, ist das etwas anderes.
Und ich könnte es auch deswegen nicht, weil ich hier im zweiten Zug bin, und Du mußt Dir vorstellen, wenn ich dann in der Nacht nach der Ferntrauung in unserer Stube ins Bett steige, und dann sagen alle, was das für eine Hochzeitsnacht ist, so ganz allein, und ob mich meine Braut hinausgeschmissen hat oder ob ich mich nicht hineintraue zu ihr. Und der Lukas sagt sicher, daß er weiß, warum ich mit meiner Rosmarie ferngetraut bin, und ich soll nur heute nacht wach bleiben, weil vielleicht ein Telegramm kommt, daß der Stammhalter auch schon da ist, und dann bin ich sicher der schnellste Soldat in unserem Heer.
Weißt Du, Rosmarie, von mir aus würde ich mich ja ferntrauen lassen, aber die Kameraden in unserem Zug würden mich so fertig machen, und deshalb geht es nicht. Die sind imstande und legen mir abends einen nassen Besen ins Bett und schreiben dazu: Ersatz für Rosmarie. Wenn es nichts ist mit der Ferntrauung, so gebe ich Dir wenigstens einen Fernkuß. Du kannst mir ja schreiben, ob Du was davon hast.

Herzlich Dein Franz

Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel, Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht / Verlag „Die Wehrmacht“ K.-G., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25, Fernruf 17 47 21. Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25 / Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Harff, Berlin.
C 1389

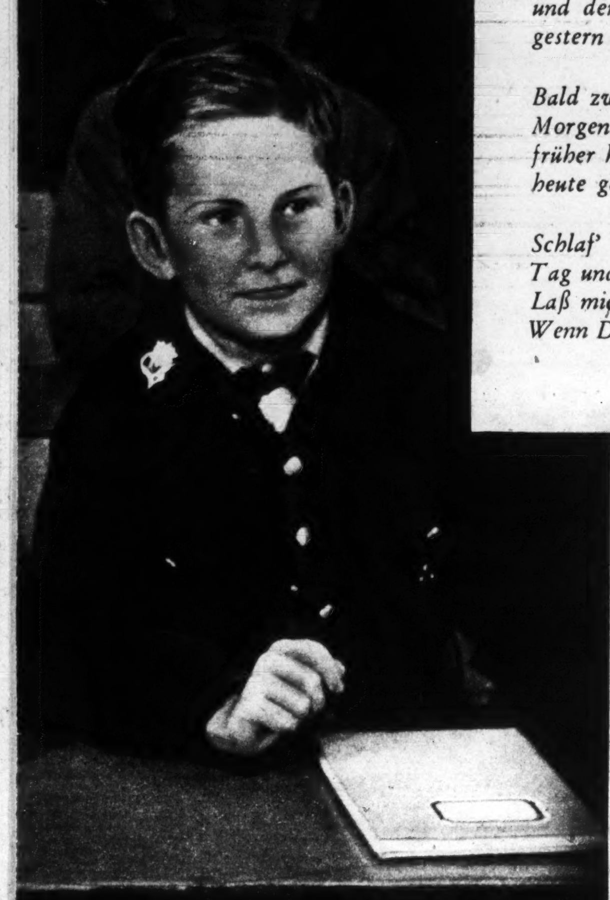
Gedanken um Dich

Manchmal sind wir beide sehr allein,
Peterchen schreibt Dir so gerne Briefe,
nach dem Schreiben schläft er lächelnd ein,
wenn ich auch so ruhig schliefe.

Bitte, sorg Dich nicht, uns geht es gut.
Peterchen bekam die kleinen Pferde
und den großen, runden Sonnenhut,
gestern kaufte ich die Gartenerde.

Bald zwei Jahre bist Du an der Front.
Morgen werd' ich die Kartoffeln pflanzen,
früher hab ich das so schlecht gekonnt,
heute geht's schon gut im großen Ganzen.

Schlaf' Du, Liebster, immer ruhig ein!
Tag und Nacht will ich gern auf Dich warten.
Laß mich nur nicht allzulang allein!
Wenn Du wiederkommst, dann blüht der Garten.



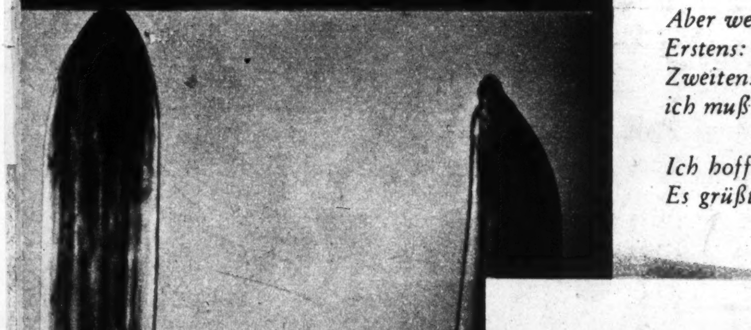
Mutti sagt, ich soll Dir heute feste schreiben,
Morgen wird dafür gewiß kein Stündchen bleiben,
Da ich nachzusitzen habe in der Klasse.
Schimpf nicht — außer mir noch eine ganze Masse.

In der Freizeit bauen wir uns einen Graben,
Und wir spielen, daß wir große Schlachten haben.
Wir sind stolz auf Dich und Eure Heldentaten,
Vielen Dank noch für die schönen Zinnsoldaten.

Ob ich sonst auch wirklich artig bin? Na klar!
Mutti ist natürlich immer wunderbar!
Ihre Hand ist fast so locker wie die Deine,
Doch den Krach mit ihr bring' ich stets rasch ins Reine.

Aber weißt Du, Vati, komm' denn doch bald wieder,
Erstens: kannst Du bessere Soldatenlieder,
Zweitens: mit den Frauen immer so allein —
ich muß mal wieder unter Männern sein.

Ich hoffe, Du verstehst. Das andere später!
Es grüßt und küßt Dich sehr Dein kleiner Peter.



Ich habe Dir so lange nachgeseh'n,
zuletzt war nur ein Pünktchen zu erkennen,
ich kann die Trennung lächelnd übersteh'n,
denn sieh, im Grunde sind wir nicht zu trennen.

Du fuhrst vom Blockhaus unsere alte Spur,
der Schnee flog glitzernd auf nach allen Seiten,
heut' mache ich allein die alte Tour
und ach, Dein Schatten scheint mich zu begleiten.

Ich suche Dich im Wind, der zärtlich weht,
im abendlichen Schatten weiter Räume,
bist Du es, Peter, der dort oben steht,
bist Du es, sprich — doch leider, ach, ich träume!

Ich könnte Dir so viel zuliebe tun,
selbst alle Semmeln Dir zum Frühstück streichen,
Na, lassen wir die alten Sachen ruh'n,
liebst Du mich noch — ganz großes Fragezeichen!

Und in der Abschiedsstunde warst Du stumm —
Du hieltest meine Hände lange fest,
Dann gingst Du, und Du schautest Dich nicht um,
Mein kleiner Bub, wie groß Du mich verläßt.

Ich hab Dein Spielzeug vor mir aufgebaut,
Tanks und Kanonen stehen alle da. —
Wie oft hab' ich Dir heimlich zugeschaut,
Wenn ich Dich mit Soldaten spielen sah.

Aus Kinderspiel ist Ernst geworden,
Jetzt sind Kanonen nicht mehr aus Papier.
Und Du bist gar im hohen Norden,
Ich bete leis', ein Engel sei mit Dir.

Ich kann Dein Schmeicheln nicht vergessen,
Was Du auch wolltest, Du bekamst es doch,
Ich habe nächtelang gesessen
An Deinem Bettchen, Peter, weißt Du noch?

Und gab es etwas, das ich schwer verstand,
So war es nicht der höhere Beschluß —
Das Leben liegt in Gottes großer Hand,
Er weiß allein, wen er beschützen muß.

Gedichte von Gisela Dörn

Aufnahmen:
Annelise Schulze (Mauritius)
Schirner
Heinrich Hoffmann
Hans Retzlaff